Bibl. Mont.
(2,1

<36604272140010

<36604272140010

Bayer. Staatsbibliothek

Aus meinem Leben.

Von

Goethe.

1451

Zweyter Abtheilung
Erster Theil.

Auch ich in Arcadien!

Stuttgard und Tübingen,
in der Cotta'schen Buchhandlung.
1816.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Carlsbad bis auf den Brenner.

Den 3. September 1786.

Früh drey Uhr stahl ich mich aus Carlsbad, weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte. Die Gesellschaft die den acht und zwanzigsten August meinen Geburtstag auf eine sehr freundliche Weise feyern mochte, erwarb sich wohl dadurch ein Recht mich fest zu halten; allein hier war nicht länger zu säumen. Ich warf mich, ganz allein, nur einen Mantelsack und Dachsranzen aufpackend, in eine Post-Chaise und gelangte halb acht Uhr nach Zwota, an einem schönen stillen Nebelmorgen. Die obern Wolken streifig und wollig, die untern schwer. Mir schienen das gute Anzeichen. Ich hoffte, nach einem so schlimmen Sommer, einen guten Herbst zu genießen.

Um zwölf in Eger, bei heißem Sonnenschein, und nun erinnerte ich mich, daß dieser Ort dieselbe Polhöhe habe wie meine Vaterstadt, und ich freute mich, wieder einmal bey klarem Himmel unter dem funfzigsten Grade zu Mittag zu essen.

In Bayern stößt einem sogleich das Stift Waldsassen entgegen. Köstliche Besitzthümer der geistlichen Herrn, die früher als andere Menschen klug waren. Es liegt in einer Teller-, um nicht zu sagen Kesseltiefe, in einem schönem Wiesengrunde, rings von fruchtbaren sanften Anhöhen umgeben. Auch hat dieses Kloster im Lande weit umher Besitzungen. Der Boden ist aufgelöster Thonschiefer. Der Quarz, der sich in dieser Gebirgsart befindet und sich nicht auflöst noch verwittert, macht das Feld locker und durchaus fruchtbar. Bis gegen Tischenreith steigt das Land noch. Die Wasser fließen einem entgegen, nach der Eger und Elbe zu. Von Tischenreith an fällt es

nun südwärts ab, und die Wasser laufen nach der Donau. Mir giebt es sehr schnell einen Begriff von jeder Gegend, wenn ich bey dem kleinsten Wasser forsche, wohin es läuft, zu welcher Flußregion es gehört. Man findet alsdann, selbst in Gegenden die man nicht übersehen kann, einen Zusammenhang der Berge und Thäler gedankenweise. Vor gedachtem Ort beginnt die treffliche Chaussee von Granitsand, es läßt sich keine vollkommenere denken: denn da der aufgelöste Granit aus Kiesel und Thonerde besteht, so giebt das zugleich einen festen Grund, und ein schönes Bindungsmittel, die Straße glatt wie eine Tenne zu machen. Die Gegend durch die sie geführt ist, sieht desto schlechter aus: gleichfalls Granitsand, flachliegend, moorig und der schöne Weg desto erwünschter. Da nun zugleich das Land abfällt, so kömmt man fort mit unglaublicher Schnelle, die gegen den Böhmischen Schneckengang recht absticht. Beyliegendes Blättchen benennt die verschiedenen Stationen.

Genug ich war den andern Morgen um zehn Uhr in Regensburg, und hatte also diese vier und zwanzig und eine halbe Meile in neun und dreyßig Stunden zurückgelegt. Da es anfing Tag zu werden, befand ich mich zwischen Schwanendorf und Regenstauf, und nun bemerkte ich die Veränderung des Ackerbodens ins Bessere. Es war nicht mehr Verwitterung des Gebirgs, sondern aufgeschwemmtes, gemischtes Erdreich. Den Regenfluß herauf hatte in uralten Zeiten Ebbe und Fluth aus dem Donauthal in alle die Thäler gewirkt, die gegenwärtig ihre Wasser dorthin ergießen, und so sind diese natürlichen Polder entstanden, worauf der Ackerbau gegründet ist. Diese Bemerkung gilt in der Nachbarschaft aller größern und kleinern Flüsse, und mit diesem Leitfaden kann der Beobachter einen schnellen Aufschluß über jeden der Kultur geeigneten Boden erlangen.

Regensburg liegt gar schön. Die Gegend mußte eine Stadt herlocken, auch haben sich

die geistlichen Herrn wohlbedacht. Alles Feld um die Stadt gehört ihnen, in der Stadt steht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift. Die Donau erinnert mich an den alten Mayn. Bey Frankfurth haben Fluß und Brücke ein besseres Ansehn, hier aber nimmt sich das gegenüberliegende Stadt am Hof recht artig aus. Ich verfügte mich gleich in das Jesuiten-Collegium, wo das jährliche Schauspiel durch Schüler gegeben ward, sah das Ende der Oper und den Anfang des Trauerspiels. Sie machten es nicht schlimmer als eine angehende Liebhabertruppe und waren recht schön, fast zu prächtig gekleidet. Auch diese öffentliche Darstellung hat mich von der Klugheit der Jesuiten aufs neue überzeugt. Sie verschmähten nichts was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln. Hier ist nicht Klugheit, wie man sie sich in Abstracto denkt, es ist eine Freude an der Sache dabey, ein Mit- und Selbstgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens

entspringt. Wie diese große geistliche Gesellschaft, Orgelbauer, Bildschnitzer und Vergulder unter sich hat, so sind gewiß auch einige die sich des Theaters mit Kenntniß und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk sich ihre Kirchen auszeichnen, so be- bemächtigen sich die einsichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater.

Heute schreibe ich unter dem neun und vierzigsten Grade. Er läßt sich gut an. Der Morgen war kühl, und man klagt auch hier über Nässe und Kälte des Sommers; aber es entwickelte sich ein herrlicher gelinder Tag. Die milde Luft die ein großer Fluß mitbringt, ist ganz was eigenes. Das Obst ist nicht sonderlich. Gute Birnen hab' ich gespeis't. aber ich sehne mich nach Trauben und Feigen.

Der Jesuiten Thun und Wesen hält meine Betrachtungen fest. Kirchen, Thürme, Ge-

bäude haben etwas großes und vollständiges in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößt. Als Decoration ist nun Gold, Silber, Metall, geschliffene Steine in solcher Pracht und Reichthum gehäuft, der die Bettler aller Stände blenden muß. Hier und da fehlt es auch nicht an etwas Abgeschmacktem, damit die Menschheit versöhnt und angezogen werde. Es ist dieses überhaupt der Genius des katholischen äußeren Gottesdienstes; noch nie habe ich es aber mit so viel Verstand, Geschick und Consequenz ausgeführt gesehen, als bey den Jesuiten. Alles trifft darin überein, daß sie nicht, wie andere Ordensgeistliche, eine alte abgestümpfte Andacht fortsetzten, sondern sie, dem Geist der Zeit zu Liebe, durch Prunk und Pracht wieder aufstutzten.

Ein sonderbar Gestein wird hier zu Werkstücken verarbeitet, dem Scheine nach eine Art Todtliegendes, das jedoch für älter, für

ursprünglich, ja für porphyrartig gehalten werden muß. Es ist grünlich mit Quarz gemischt, löcherig, und es finden sich große Flecke des festesten Jaspis darin, in welchen sich wieder kleine runde Flecken von Breccienart zeigen. Ein Stück war gar zu instructiv und appetitlich, der Stein aber zu fest, und ich habe geschworen, mich auf dieser Reise nicht mit Steinen zu schleppen.

München, den 6. September.

Den fünften September halb Ein Uhr Mittag reiste ich von Regensburg ab. Bey Abburg ist eine schöne Gegend, wo die Donau sich an Kalkfelsen bricht, bis gegen die Saale. Es ist der Kalk wie der bey Osteroda am Harz, dicht, aber im ganzen löcherig. Um sechs Uhr Morgens war ich in München, und nachdem ich mich zwölf Stunden umgesehen, will ich

nur weniges bemerken. In der Bildergalerie fand ich mich nicht einheimisch, ich muß meine Augen erst wieder an Gemälde gewöhnen. Es sind treffliche Sachen. Die Skizzen von Rubens, von der Luxemburger Galerie, haben mir große Freude gemacht.

Hier steht auch das vornehme Spielwerk, die Trojanische Säule in Modell. Der Grund Lapis Lazuli, die Figuren verguldet. Es ist immer ein schön Stück Arbeit, und man betrachtet es gern.

Im Antiken-Saale konnte ich recht bemerken, daß meine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt sind, deswegen wollte ich nicht verweilen und Zeit verderben. Vieles sprach mich gar nicht an, ohne daß ich sagen könnte warum. Ein Drusus erregte meine Aufmerksamkeit, zwey Antonine gefielen mir, und so noch einiges. Im Ganzen stehen die Sachen auch nicht glücklich, ob man gleich mit ihnen hat auf-

putzen wollen, und der Saal, oder vielmehr das Gewölbe ein gutes Ansehn hätte, wenn es nur reinlicher und besser unterhalten wäre. Im Naturalien-Cabinet fand ich schöne Sachen aus Tyrol, die ich in kleinen Musterstücken schon kenne, ja besitze.

Es begegnete mir eine Frau mit Feigen, welche als die ersten vortrefflich schmeckten. Aber das Obst überhaupt ist doch für den acht- und vierzigsten Grad nicht besonders gut. Man klagt hier durchaus über Kälte und Nässe. Ein Nebel, der für einen Regen gelten konnte, empfing mich heute früh vor München. Den ganzen Tag blies der Wind sehr kalt vom Tyroler Gebirg. Als ich vom Thurm dahin sah, fand ich es bedeckt, und den ganzen Himmel überzogen. Nun scheint die Sonne im Untergehen noch an den alten Thurm der mir vor dem Fenster steht. Verzeihung, daß ich so sehr auf Wind und Wetter Acht habe: Der Reisende zu Lande, fast so sehr als der

Schiffer, hängt von beyden ab, und es wäre ein Jammer, wenn mein Herbst in fremden Landen so wenig begünstigt seyn sollte, als der Sommer zu Hause.

Nun soll es gerade auf Inspruck. Was lass' ich nicht alles rechts und links liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der fast zu alt in meiner Seele geworden ist.

Mittelwald, den 7. September Abends.

Es scheint mein Schutzgeist sagt Amen zu meinem Credo, und ich danke ihm, der mich an einem so schönen Tage hierher geführt hat. Der letzte Postillon sagte mit vergnüglichem Ausruf: es sey der erste im ganzen Sommer. Ich nähre meinen stillen Aberglauben, daß es so fortgehen soll, doch müssen mir die Freunde verzeihen, wenn wieder von Luft und Wolken die Rede ist.

Als ich um fünf Uhr von München weg=fuhr, hatte sich der Himmel aufgeklärt. An den Tyroler Bergen standen die Wolken in ungeheuern Massen fest. Die Streifen der untern Regionen bewegten sich auch nicht. Der Weg geht auf den Höhen, wo man unten die Iser fließen sieht, über zusammengeschwemmte Kieshügel hin. Hier wird uns die Arbeit der Strömungen des uralten Meeres faßlich. In manchem Granitgeschiebe fand ich Geschwister und Verwandte meiner Kabinetsstücke, die ich Knebeln verdanke.

Die Nebel des Flusses und der Wiesen wehrten sich eine Weile, endlich wurden auch diese aufgezehrt. Zwischen gedachten Kieshügeln, die man sich mehrere Stunden weit und breit denken muß, das schönste fruchtbarste Erdreich wie im Thale des Regenflusses. Nun muß man wieder an die Iser, und sieht einen Durchschnitt und Abhang der Kieshügel, wohl hundert und funfzig Fuß hoch. Ich ge=

langte nach Wohlfahrtshausen, und erreichte den acht und vierzigsten Grad. Die Sonne brannte heftig, niemand traut dem schönen Wetter, und schreyt über das Böse des vergehenden Jahres, man jammert, daß der große Gott gar keine Anstalt machen will.

Nun ging mir eine neue Welt auf. Ich näherte mich den Gebirgen die sich nach und nach entwickelten.

Benedict Bayern liegt köstlich und überrascht beym ersten Anblick. In einer fruchtbaren Fläche ein lang und breites weißes Gebäude und ein breiter hoher Felsrücken dahinter. Nun geht es hinauf zum Kochelsee; noch höher ins Gebirge zum Walchsee. Hier begrüßte ich die ersten beschneiten Gipfel, und auf meine Verwunderung schon so nahe bey den Schneebergen zu seyn, vernahm ich, daß es gestern in dieser Gegend gedonnert, geblitzt und auf den Bergen geschneit habe. Aus die-

sen Meteoren wollte man Hoffnung zu besserem Wetter schöpfen, und aus dem ersten Schnee eine Umwandlung der Atmosphäre vermuthen. Die Felsklippen die mich umgeben, sind alle Kalk, von dem ältesten der noch keine Versteinerungen enthält. Diese Kalkgebirge gehen in ungeheuern ununterbrochenen Reihen von Dalmatien bis an den St. Gotthard und weiter fort. Haquet hat einen großen Theil der Kette bereist. Sie lehnen sich an das Quarz- und thonreiche Urgebirge.

Nach Wallensee gelangte ich um halb fünf. Etwa eine Stunde von dem Orte begegnete mir ein artiges Abenteuer: ein Harfner mit seiner Tochter, einem Mädchen von eilf Jahren, gingen vor mir her, und baten mich das Kind einzunehmen. Er trug das Instrument weiter, ich ließ sie zu mir sitzen, und sie stellte mir eine große neue Schachtel sorgfältig zu ihren Füßen. Ein artiges ausgebildetes Geschöpf, in der Welt schon ziemlich bewandert.

Nach Maria Einsiedel war sie mit ihrer Mutter zu Fuß gewallfahrtet, und beyde wollten eben die größere Reise nach St. Jago von Compostell antreten, als die Mutter mit Tode abging, und ihr Gelübde nicht erfüllen sollte. Man könne in der Verehrung der Mutter Gottes nie zu viel thun, meinte sie. Nach einem großen Brande habe sie selbst gesehen ein ganzes Haus niedergebrannt bis auf die untersten Mauern, und über der Thüre, hinter einem Glase, das Mutter Gottesbild, Glas und Bild unversehrt, welches denn doch ein augenscheinliches Wunder sey. All ihre Reisen habe sie zu Fuße gemacht; zuletzt in München vor dem Churfürsten gespielt, und sich überhaupt vor ein und zwanzig fürstlichen Personen hören lassen. Sie unterhielt mich recht gut. Hübsche große braune Augen, eine eigensinnige Stirn die sich manchmal ein wenig hinaufwärts faltete. Wenn sie sprach, war sie angenehm und natürlich, besonders wenn sie kindischlaut lachte; hingegen wenn

sie schwieg, schien sie etwas bedeuten zu wollen, und machte mit der Oberlippe eine fatale Miene. Ich sprach sehr viel mit ihr durch, sie war überall zu Hause und merkte gut auf die Gegenstände. So fragte sie mich einmal, was das für ein Baum sey? Es war ein schöner großer Ahorn, der erste der mir auf der ganzen Reise zu Gesichte kam. Den hatte sie doch gleich bemerkt, und freute sich, da mehrere nach und nach erschienen, daß sie auch diesen Baum unterscheiden könne. Sie gehe, sagte sie, nach Botzen auf die Messe, wo ich doch wahrscheinlich auch hinzöge. Wenn sie mich dort anträfe, müsse ich ihr einen Jahrmarkt kaufen, welches ich ihr denn auch versprach. Dort wolle sie auch ihre neue Haube aufsetzen, die sie sich in München von ihrem Verdienst habe machen lassen. Sie wolle mir solche in voraus zeigen. Nun eröffnete sie die Schachtel, und ich mußte mich des reichgestickten und wohlbebänderten Kopfschmuckes mit ihr erfreuen.

Ueber eine andere frohe Aussicht vergnügten wir uns gleichfalls zusammen. Sie versicherte nämlich, daß es gut Wetter gäbe. Sie trügen ihren Barometer mit sich, und das sey die Harfe. Wenn sich der Diskant hinaufstimme, so gäbe es gutes Wetter, und das habe er heute gethan. Ich ergriff das Omen, und wir schieden im besten Humor in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehns.

Auf dem Brenner, den 8. September Abends.

Hier gekommen, gleichsam gezwungen, endlich an einen Ruhepunkt, an einen stillen Ort, wie ich ihn mir nur hätte wünschen können. Es war ein Tag, den man Jahre lang in der Erinnerung genießen kann. Um sechs Uhr verließ ich Mittelwalde, den klaren Himmel reinigte ein scharfer Wind vollkommen. Es war eine Kälte, wie sie nur im Februar er-

laubt ist. Nun aber, bey dem Glanze der aufgehenden Sonne, die dunkeln mit Fichten bewachsenen Vordergründe, die grauen Kalkfelsen dazwischen und dahinter, die beschneiten höchsten Gipfel auf einem tieferen Himmelsblau, das waren köstliche, ewig abwechselnde Bilder.

Bey Scharnitz kommt man in's Tyrol. Die Gränze ist mit einem Walle geschlossen, der das Thal verriegelt und sich an die Berge anschließt. Es sieht gut aus: an der einen Seite ist der Felsen befestigt, an der andern steigt er senkrecht in die Höhe. Von Seefeld wird der Weg immer interessanter, und wenn er bisher, seit Benedikt-Bayern herauf, von Höhe zu Höhe stieg, und alle Wasser die Region der Iser suchten; so blickt man nun über einen Rücken in das Innthal, und Jetzingen liegt vor uns. Die Sonne war hoch und heiß, ich mußte meine Kleidung erleichtern, die ich bey der veränderlichen Atmosphäre des Tages oft wechsele.

Bey Zirl fährt man ins Innthal herab. Die Lage ist unbeschreiblich schön, und der hohe Sonnenduft machte sie ganz herrlich. Der Postillon eilte mehr als ich wünschte: er hatte noch keine Messe gehört und wollte sie in Inspruck, es war eben Marientag, um desto andächtiger zu sich nehmen. Nun rasselte es immer an der Inn hinab, an der Martinswand vorbey, einer steil abgehenden ungeheuern Kalkwand. Zu dem Platze wohin Kaiser Maximilian sich verstiegen haben soll, getraute ich mir wohl ohne Engel hin und her zu kommen, ob es gleich immer ein frevelhaftes Unternehmen wäre.

Inspruck liegt herrlich in einem breiten reichen Thale, zwischen hohen Felsen und Gebirgen. Erst wollte ich dableiben, aber es ließ mir keine Ruhe. Kurze Zeit ergötzte ich mich an dem Sohne des Wirths, einem leibhaftigen Söller. So begegnen mir nach und nach meine Menschen. Das Fest Mariä Ge-

burt zu feyern ist alles geputzt. Gesund und wohlthätig zu Schaaren, wallfahrten sie nach Wilden, einem Andachtsorte, eine Viertelstunde von der Stadt gegen das Gebirge zu. Um zwey Uhr, als mein rollender Wagen das muntere, bunte Gedränge theilte, war alles in frohem Zug und Gang.

Von Inspruck herauf wird es immer schöner, da hilft kein Beschreiben. Auf den gebahntesten Wegen steigt man eine Schlucht herauf, die das Wasser nach der Inn zusendet, eine Schlucht, die den Augen unzählige Abwechselungen bietet. Wenn der Weg nah am schroffsten Felsen hergeht, ja in ihn hineingehauen ist, so erblickt man die Seite gegenüber sanft abhängig, so daß noch kann der schönste Feldbau darauf geübt werden. Es liegen Dörfer, Häuser, Häuschen, Hütten, alles weiß angestrichen, zwischen Feldern und Hecken auf der abhängenden hohen und breiten Fläche. Bald verändert sich das Ganze:

das Benutzbare wird zur Wiese, bis sich auch das in einen steilen Abhang verliert.

Zu meiner Welterschaffung habe ich manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich so lange rede, woran ich so gern anschaulich machen möchte, was in meinem Innern herumzieht, und was ich nicht jedem in der Natur vor Augen stellen kann.

Nun wurde es dunkler und dunkler, das Einzelne verlor sich, die Massen wurden immer größer und herrlicher, endlich da sich alles nun, wie ein tiefes geheimes Bild, vor mir bewegte, sah ich auf einmal wieder die hohen Schneegipfel vom Mond beleuchtet, und nun erwarte ich, daß der Morgen diese Felsenkluft erhelle, in der ich auf der Gränzscheide des Südens und Nordens eingeklemmt bin.

Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu, über die Witterung, die mir vielleicht eben deßwegen so günstig ist, weil ich ihr so viele Betrachtungen widme. Auf dem flachen Lande empfängt man gutes und böses Wetter wenn es schon fertig geworden, im Gebirge ist man gegenwärtig wenn es entsteht. Dieses ist mir nun so oft begegnet, wenn ich auf Reisen, Spaziergängen, auf der Jagd, Tag und Nächte lang in den Bergwäldern, zwischen Klippen, verweilte, und da ist mir eine Grille aufgestiegen, die ich auch für nichts anders geben will, die ich aber nicht los werden kann, wie man denn eben die Grillen am wenigsten los wird. Ich sehe sie überall als wenn es eine Wahrheit wäre, und so will ich sie denn auch aussprechen, da ich ohnehin die Nachsicht meiner Freunde so oft zu prüfen im Falle bin.

Betrachten wir die Gebirge näher oder ferner, und sehen ihre Gipfel bald im Son-

nenscheine glänzen, bald vom Nebel umzogen, von stürmenden Wolken umsaust, von Regenstrichen gepeitscht, mit Schnee bedeckt, so schreiben wir das alles der Atmosphäre zu, da wir mit Augen ihre Bewegungen und Veränderungen gar wohl sehen und fassen. Die Gebirge hingegen liegen vor unserm äußeren Sinn in ihrer herkömmlichen Gestalt unbeweglich da. Wir halten sie für todt, weil sie erstarrt sind, wir glauben sie unthätig, weil sie ruhen. Ich aber kann mich schon seit längerer Zeit nicht entbrechen, einer innern, stillen, geheimen Wirkung derselben die Veränderungen, die sich in der Atmosphäre zeigen, zum großen Theile zuzuschreiben. Ich glaube nämlich, daß die Masse der Erde überhaupt, und folglich auch besonders ihre hervorragenden Grundfesten, nicht eine beständige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, sondern daß diese Anziehungskraft sich in einem gewissen Pulsiren äußert, so daß sie sich durch innere nothwendige, vielleicht auch äußere zu-

fällige Ursachen, bald vermehrt, bald vermindert. Mögen alle andere Versuche diese Oscillation darzustellen zu beschränkt und roh seyn, die Atmosphäre ist zart und weit genug, um uns von jenen stillen Wirkungen zu unterrichten. Vermindert sich jene Anziehungskraft im geringsten, alsobald deutet uns die verringerte Schwere, die verminderte Elasticität der Luft, diese Wirkung an. Die Atmosphäre kann die Feuchtigkeit, die in ihr chemisch und mechanisch vertheilt war, nicht mehr tragen, Wolken senken sich, Regen stürzen nieder, und Regenströme ziehen nach dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirg seine Schwerkraft, so wird alsobald die Elasticität der Luft wieder hergestellt, und es entspringen zwei wichtige Phänomene. Einmal versammeln die Berge ungeheuere Wolkenmassen um sich her, halten sie fest und starr, wie zweite Gipfel über sich, bis sie durch innern Kampf elektrischer Kräfte bestimmt, als Gewitter, Nebel und Regen niedergehen, so=

dann wirkt auf den Ueberrest die elastische Luft, welche nun wieder mehr Wasser zu fassen, aufzulösen und zu verarbeiten fähig ist. Ich sah das Aufzehren einer solchen Wolke ganz deutlich: sie hing um den steilsten Gipfel, das Abendroth beschien sie. Langsam, langsam sonderten ihre Enden sich ab, einige Flocken wurden weggezogen und in die Höhe gehoben; diese verschwanden und so verschwand die ganze Masse nach und nach, und ward vor meinen Augen, wie ein Rocken, von einer unsichtbaren Hand ganz eigentlich abgesponnen.

Wenn die Freunde über den ambulanten Wetterbeobachter und dessen seltsame Theorien gelächelt haben, so gebe ich ihnen vielleicht durch einige andere Betrachtungen Gelegenheit zum Lachen, denn ich muß gestehen, da meine Reise eigentlich eine Flucht war, vor allen den Unbilden, die ich unter dem Ein und Funfzigsten Grade erlitten, daß ich Hoffnung

hatte unter dem Acht und Vierzigsten ein wahres Gosen zu betreten. Allein ich fand mich getäuscht, wie ich früher hätte wissen sollen; denn nicht die Polhöhe allein macht Clima und Witterung, sondern die Bergreihen, besonders jene, die von Morgen nach Abend die Länder durchschneiden. In diesen ereignen sich immer große Veränderungen, und nordwärts liegende Länder haben am meisten darunter zu leiden. So scheint auch die Witterung für den ganzen Norden diesen Sommer über durch die große Alpenkette, auf der ich dieses schreibe, bestimmt worden zu seyn. Hier hat es die letzten Monate her immer geregnet, und Süd-West und Süd-Ost haben den Regen durchaus Nordwärts geführt. In Italien sollen sie schön Wetter, ja zu trocken, gehabt haben.

Nun von dem abhängigen, durch Clima, Berghöhe, Feuchtigkeit auf das mannigfaltigste bedingten Pflanzenreich einige Worte.

Auch hierin habe ich keine sonderliche Veränderung, doch Gewinn gefunden. Aepfel und Birnen hängen schon häufig vor Inspruck in dem Thale, Pfirschen und Trauben hingegen bringen sie aus Welschland, oder vielmehr aus dem mittägigen Tyrol. Um Inspruck bauen sie viel Türkisch- und Haidekorn, das sie Blende nennen. Den Brenner herauf sah ich die ersten Lerchenbäume, bey Schemberg den ersten Zirbel. Ob wohl das Harfner-Mädchen hier auch nachgefragt hätte?

Die Pflanzen betreffend, fühl' ich noch sehr meine Schülerschaft. Bis München glaubt' ich wirklich nur die gewöhnlichen zu sehen. Freylich war meine eilige Tag- und Nachtfahrt solchen feinern Beobachtungen nicht günstig. Nun habe ich zwar meinen Linnée bey mir, und seine Terminologie wohl eingeprägt, wo soll aber Zeit und Ruhe zum Analysiren herkommen, das ohnehin, wenn ich mich recht kenne, meine Stärke niemals wer-

den kann. Daher schärf' ich mein Auge aufs Allgemeine, und als ich am Walchsee die erste Gentiana sah, fiel mir auf, daß ich auch bisher, zuerst am Wasser die neuen Pflanzen fand.

Was mich noch aufmerksamer machte, war der Einfluß, den die Gebirgshöhe auf die Pflanzen zu haben schien. Nicht nur neue Pflanzen fand ich da, sondern Wachsthum der alten verändert; wenn in der tiefern Gegend Zweige und Stengel stärker und mastiger waren, die Augen näher an einander standen, und die Blätter breit waren, so wurden höher ins Gebirg hinauf Zweige und Stengel zarter, die Augen rückten aus einander, so daß von Knoten zu Knoten ein größerer Zwischenraum statt fand, und die Blätter sich lanzenförmiger bildeten. Ich bemerkte dieß bey einer Weide und einer Gentiana und überzeugte mich, daß es nicht etwa verschiedene Arten wären. Auch am Walchsee bemerkte ich

längere und schlankere Binsen als im Unterlande.

Die Kalkalpen, welche ich bisher durchschnitten, haben eine graue Farbe, und schöne, sonderbare, unregelmäßige Formen, ob sich gleich der Fels in Lager und Bänke theilt. Aber weil auch geschwungene Lager vorkommen, und der Fels überhaupt ungleich verwittert, so sehen die Wände und Gipfel seltsam aus. Diese Gebirgsart steigt den Brenner weit herauf. In der Gegend des oberen Sees fand ich eine Veränderung desselben. An dunkelgrünen und dunkelgrauen Glimmerschiefer, stark mit Quarz durchzogen, lehnte sich ein weißer dichter Kalkstein, der an der Ablösung glimmerich war, und in großen, obgleich unendlich zerklüfteten Massen anstand. Ueber demselben fand ich wieder Glimmerschiefer, der mir aber zärter als der vorige zu seyn schien. Weiter hinauf zeigt sich eine besondere Art Gneis,

oder vielmehr eine Granitart, die sich dem Gneis zubildet, wie in der Gegend von Ellbogen. Hier oben, gegen dem Hause über, ist der Fels Glimmerschiefer. Die Wasser, die aus dem Berge kommen, bringen nur diesen Stein und grauen Kalk mit.

Nicht fern muß der Granitstock seyn, an den sich alles anlehnt. Die Karte zeigt, daß man sich an der Seite des eigentlichen großen Brenners befindet, von dem aus die Wasser sich ringsum ergießen.

Vom Aeußern des Menschengeschlechts habe ich so viel aufgefaßt. Die Nation ist wacker und gerade vor sich hin. Die Gestalten bleiben sich ziemlich gleich, braune, wohlgeöffnete Augen und sehr gut gezeichnete Augenbraunen bey den Weibern; dagegen blonde und breite Augenbraunen bey den Männern. Diesen geben die grünen Hüte zwischen den

grauen Felsen ein fröhliches Ansehn. Sie tragen sie geziert mit Bändern oder breiten Schärpen von Tafft mit Franzen, die mit Nadeln gar zierlich aufgeheftet werden. Auch hat jeder eine Blume oder eine Feder auf dem Hut. Dagegen verbilden sich die Weiber durch weiße, baumwollene, zottige, sehr weite Mützen, als wären es unförmliche Mannesnachtmützen. Das giebt ihnen ein ganz fremdes Ansehn, da sie im Auslande die grünen Mannshüte tragen, die sehr schön kleiden.

Ich habe Gelegenheit gehabt zu sehen, welchen Werth die gemeinen Leute auf Pfauenfedern legen, und wie überhaupt jede bunte Feder geehrt wird. Wer diese Gebirge bereisen wollte, müßte dergleichen mit sich führen. Eine solche am rechten Orte angebrachte Feder würde statt des willkommensten Trinkgeldes dienen.

Indem ich nun diese Blätter sondere, sammele, hefte und dergestalt einrichte, daß

sie meinen Freunden bald einen leichten Ueberblick meiner bisherigen Schicksale gewähren können, und daß ich mir zugleich was ich bisher erfahren und gedacht, von der Seele wälze, betrachte ich dagegen mit einem Schauer manche Pakete, von denen ich ein kurz und gutes Bekenntniß ablegen muß: sind es doch meine Begleiter, werden sie nicht viel Einfluß auf meine nächsten Tage haben!

Ich hatte nach Carlsbad meine sämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göschen zu besorgende Ausgabe schließlich zusammen zu stellen. Die ungedruckten besaß ich schon längst in schönen Abschriften, von der geschickten Hand des Secretair Vogel. Dieser wackere Mann begleitete mich auch dießmal, um mir durch seine Fertigkeit beyzustehen. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, die vier ersten Bände, unter der treusten Mitwirkung Herders, an den Verleger

abzusenden, und war im Begriff mit den vier letzten das gleiche zu thun. Diese bestanden theils aus nur entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten, wie denn meine Unart, vieles anzufangen und bey vermindertem Interesse liegen zu lassen, mit den Jahren, Beschäftigungen und Zerstreuungen allgemach zugenommen hatte.

Da ich nun diese Dinge sämmtlich mit mir führte, so gehorchte ich gern den Anforderungen der Carlsbader geistreichen Gesellschaft, und las ihr alles vor was bisher unbekannt geblieben, da man sich denn jedesmal über das Nichtvollbringen derjenigen Dinge, an denen man sich gern länger unterhalten hätte, bitterlich beschwerte.

Die Feyer meines Geburtstages bestand hauptsächlich darin, daß ich mehrere Gedichte erhielt, im Namen meiner unternommenen aber

vernachlässigten Arbeiten, worin sich jedes nach seiner Art über mein Verfahren beklagte. Darunter zeichnete sich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, wo eine an Treufreund gesendete Deputation dieser muntern Geschöpfe inständig bat, er möchte doch das ihnen zugesagte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Nicht weniger einsichtig und anmuthig waren die Aeußerungen über meine andern Stückwerke, so daß sie mir auf einmal wieder lebendig wurden, und ich den Freunden meine gehabten Vorsätze und vollständigen Plane mit Vergnügen erzählte. Dieß veranlaßte dringende Forderungen und Wünsche, und gab Herdern gewonnen Spiel, als er mich zu überreden suchte, ich möchte diese Papiere nochmals mit mir nehmen, vor allen aber Iphigenien noch einige Aufmerksamkeit schenken, welche sie wohl verdiene. Das Stück, wie es gegenwärtig liegt, ist mehr Entwurf als Ausführung, es ist in poetischer

Prosa geschrieben, die sich manchmal in einen jambischen Rhythmus verliert, auch wohl andern Sylbenmaaßen ähnelt. Dieses thut freylich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht sehr gut liest, und durch gewisse Kunstgriffe die Mängel zu verbergen weiß. Er legte mir dieses so dringend ans Herz, und da ich meinen größeren Reiseplan ihm wie allen verborgen hatte, so glaubte er, es sey nur wieder von einer Bergwanderung die Rede, und weil er sich gegen Mineralogie und Geologie immer spöttisch erwies, meynte er, ich sollte, anstatt taubes Gestein zu klopfen, meine Werkzeuge an diese Arbeit wenden. Ich gehorchte so vielen wohlgemeinten Andrängen; bis hierher aber war es nicht möglich, meine Aufmerksamkeit dahin zu lenken. Jetzt sondere ich Iphigenien aus dem Paket, und nehme sie mit in das schöne, warme Land als Begleiterinn. Der Tag ist so lang, das Nachdenken ungestört, und die herrlichen Bil-

der der Umwelt verdrängen keineswegs den poetischen Sinn, sie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur desto schneller hervor.

Vom Brenner bis Verona.

Trent, den 11. September früh.

Nachdem ich völlig funfzig Stunden am Leben und in steter Beschäftigung gewesen, kam ich gestern Abend um acht Uhr hier an, begab mich bald zur Ruhe und finde mich nun wieder im Stande, in meiner Erzählung fortzufahren. Am neunten, Abends, als ich das erste Stück meines Tagebuchs geschlossen hatte, wollte ich noch die Herberge, das Posthaus auf dem Brenner, in seiner Lage zeichnen, aber es gelang nicht, ich verfehlte den Charakter, und ging halb verdrüßlich nach Hause. Der Wirth fragte mich, ob ich nicht fort wollte: es sey Mondenschein und der beste Weg, und ob ich wohl wußte, daß er die Pferde morgen früh zum Einfahren des Grummets brauchte, und bis dahin gern wieder zu Hause

hätte, sein Rath also eigennützig war; so nahm ich ihn doch, weil er mit meinem innern Triebe übereinstimmte, als gut an. Die Sonne ließ sich wieder blicken, die Luft war leidlich, ich packte ein, und um sieben Uhr fuhr ich weg. Die Atmosphäre ward über die Wolken Herr und der Abend gar schön.

Der Postillon schlief ein, und die Pferde liefen den schnellsten Trab bergunter, immer auf dem bekannten Wege fort; kamen sie an ein eben Fleck, so ging es desto langsamer. Der Führer wachte auf und trieb wieder an, und so kam ich sehr geschwind, zwischen hohen Felsen, an dem reißenden Etschfluß hinunter. Der Mond ging auf und beleuchtete ungeheuere Gegenstände. Einige Mühlen zwischen uralten Fichten über dem schäumenden Strom waren völlige Everdingen.

Als ich um neun Uhr nach Sterzingen gelangte, gab man mir zu verstehen, daß

man mich gleich wieder wegwünsche. In Mittelwald punkt zwölf Uhr, fand ich alles in tiefem Schlafe, außer dem Postillon, und so ging es weiter auf Brixen, wo man mich wieder gleichsam entführte, so daß ich mit dem Tage in Colman ankam. Die Postillons fuhren daß einem Sehen und Hören verging, und so leid es mir that, diese herrlichen Gegenden mit der entsetzlichsten Schnelle und bey Nacht, wie im Fluge, zu durchreisen; so freuete es mich doch innerlich, daß ein günstiger Wind hinter mich her blies, und mich meinen Wünschen zujagte. Mit Tagesanbruch erblickte ich die ersten Rebhügel. Eine Frau mit Birnen und Pfirschen begegnete mir, und so ging es auf Teutschen los, wo ich um sieben Uhr ankam, und gleich weiter befördert wurde. Nun erblickte ich endlich, bey hohem Sonnenschein, nachdem ich wieder eine Weile nordwärts gefahren war, das Thal worin Botzen liegt. Von steilen, bis auf eine ziemliche Höhe angebauten Bergen umgeben, ist

es gegen Mittag offen, gegen Norden von den Tyroler Bergen gedeckt. Eine milde sanfte Luft füllte die Gegend. Hier wendet sich die Etsch wieder gegen Mittag. Die Hügel am Fuße der Berge sind mit Wein bebaut. Ueber lange, niedrige Lauben sind die Stöcke gezogen, die blauen Trauben hängen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Wärme des nahen Bodens. Auch in der Fläche des Thals, wo sonst nur Wiesen sind, wird der Wein in solchen eng an einander stehenden Reihen von Lauben gebaut, dazwischen das türkische Korn, das nun immer höhere Stengel treibt. Ich habe es oft zu zehn Fuß hoch gesehen. Die zaseliche, männliche Blüthe, ist noch nicht abgeschnitten, wie es geschieht wenn die Befruchtung eine Zeitlang vorbey ist.

Bey heiterm Sonnenschein kam ich nach Botzen. Die vielen Kaufmannsgesichter freuten mich beysammen. Ein absichtliches, wohl-

behagliches Daseyn drückt sich recht lebhaft aus. Auf dem Platze saßen Obstweiber mit runden, flachen Körben, über vier Fuß im Durchmesser, worin die Pfirschen neben einander lagen, daß sie sich nicht drücken sollten. Eben so die Birnen. Hier fiel mir ein, was ich in Regensburg am Fenster des Wirthshauses geschrieben sah.

Comme les pèches et les mélons,
Sont pour la bouche d'un baron,
Ainsi les verges et les batons,
Sont pour les fous, dit Salomon.

Daß ein nordischer Baron dieses geschrieben ist offenbar, und daß er in diesen Gegenden seine Begriffe ändern würde, ist auch natürlich.

Die Botzner Messe bewirkt einen starken Seiden-Vertrieb; auch Tücher werden dahin gebracht und was an Leder aus den gebirgigen Gegenden zusammen geschafft wird. Doch

kommen mehrere Kaufleute hauptsächlich um Gelder einzukassiren, Bestellungen anzunehmen und neuen Credit zu geben dahin. Ich hatte große Lust, alle die Producte zu beleuchten, die hier auf einmal zusammengefunden werden, doch der Trieb, die Unruhe die hinter mir ist, läßt mich nicht rasten, und ich eile sogleich wieder fort. Dabey kann ich mich trösten, daß in unsern statistischen Zeiten dieß alles wohl schon gedruckt ist, und man sich gelegentlich davon aus Büchern unterrichten kann. Mir ist jetzt nur um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild giebt. Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Auge licht, rein und hell ist, wie viel ich in der Geschwindigkeit fassen kann, und ob die Falten, die sich in mein Gemüth geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind? Schon jetzt, daß ich

mich selbst bediene, immer aufmerksam, immer gegenwärtig seyn muß, giebt mir diese wenigen Tage her eine ganz andere Elasticität des Geistes; ich muß mich um den Geldcours bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte, wollte, sann, befahl und dictirte.

Von Botzen auf Trient geht es neun Meilen weg in einem fruchtbaren und fruchtbareren Thale hin. Alles was auf den höheren Gebirgen zu vegetiren versucht, hat hier schon mehr Kraft und Leben, die Sonne scheint heiß, und man glaubt wieder einmal an einen Gott.

Eine arme Frau rief mich an, ich möchte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne. Ich übte diese Mildthätigkeit zu Ehren des gewaltigen Himmelslichtes. Das Kind war sonderbar geputzt und aufgeziert, ich konnte ihm aber in keiner Sprache etwas abgewinnen.

Die Etsch fließt nun sanfter und macht an vielen Orten breite Kiese. Auf dem Lande, nah am Fluß, die Hügel hinauf, ist alles so enge an und in einander gepflanzt, daß man denkt, es müsse eins das andere ersticken. Weingeländer, Mays, Maulbeerbäume, Aepfel, Birnen, Quitten und Nüsse. Ueber Mauern wirft sich der Attig lebhaft herüber. Epheu wächst in starken Stämmen die Felsen hinauf, und verbreitet sich weit über sie; die Eidechse schlüpft durch die Zwischenräume, auch alles was hin und her wandelt erinnert einen an die liebsten Kunstbilder. Die aufgebundenen Zöpfe der Frauen, der Männer bloße Brust und leichte Jacken, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markt nach Hause treiben, die beladenen Eselchen, alles bildet einen lebendigen bewegten Heinrich Roos. Und nun wenn es Abend wird, bey der milden Luft wenige Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr stehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Geschrille

der Heuschrecken laut zu werden anfängt, da fühlt man sich doch einmal in der Welt zu Hause, und nicht wie geborgt, oder im Exil. Ich lasse mirs gefallen als wenn ich hier geboren und erzogen wäre, und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfischfange zurückkäme. Auch der vaterländische Staub der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich so lange nichts erfahren habe, wird begrüßt. Das Glocken- und Schellengeläute der Heuschrecken ist allerliebst, durchdringend und nicht unangenehm. Lustig klingt es, wenn muthwillige Buben mit einem Feld solcher Sängerinnen um die Wette pfeifen, man bildet sich ein, daß sie einander wirklich steigern. Auch der Abend ist vollkommen milde, wie der Tag.

Wenn mein Entzücken hierüber jemand vernähme, der in Süden wohnte, von Süden herkäme, er würde mich für sehr kindisch halten. Ach, was ich hier ausdrücke, habe ich

lange gewußt, so lange als ich unter einem bösen Himmel dulde, und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturnothwendigkeit immer fort genießen sollten.

Trient, den 10. September Abends.

Ich bin in der Stadt herum gegangen, die uralt ist, und in einigen Straßen neue wohlgebaute Häuser hat. In der Kirche hängt ein Bild, wo das versammelte Concilium einer Predigt des Jesuiten-Generals zuhört. Ich möchte wohl wissen was er ihnen aufgebunden hat. Die Kirche dieser Väter bezeichnet sich gleich von außen durch rothe Marmor-Pilaster an der Façade; ein schwerer Vorhang schließt die Thüre, den Staub abzuhalten. Ich hob ihn auf und trat in eine kleine Vorkirche; die Kirche selbst ist durch ein

eisernes Gitter geschlossen, doch so, daß man sie ganz übersehen kann. Es war alles still und ausgestorben, denn es wird hier kein Gottesdienst mehr gehalten. Die vordere Thüre stand nur auf, weil zur Vesperzeit alle Kirchen geöffnet seyn sollen.

Wie ich nun so dastehe und der Bauart nachdenke, die ich den übrigen Kirchen dieser Väter ähnlich fand, tritt ein alter Mann herein, das schwarze Käppchen sogleich abnehmend. Sein alter schwarzer, vergrauter Rock deutete auf einen verkümmerten Geistlichen; er kniet vor dem Gitter nieder, und steht nach einem kurzen Gebet wieder auf. Wie er sich umkehrt, sagt er halb laut für sich: da haben sie nun die Jesuiten heraus getrieben, sie hätten ihnen auch zahlen sollen, was die Kirche gekostet hat. Ich weiß wohl was sie gekostet hat und das Seminarium, wie viele Tausende. Indessen war er hinaus und hinter ihm der Vorhang zugefallen, den ich

lüftete und mich still hielt. Er war auf der obern Stufe stehen geblieben, und sagte: der Kaiser hat es nicht gethan, der Papst hat es gethan. Mit dem Gesicht gegen die Straße gekehrt und ohne mich zu vermuthen, fuhr er fort: erst die Spanier, dann wir, dann die Franzosen. Abels Blut schreit über seinen Bruder Cain! und so ging er die Treppe hinab, immer mit sich redend, die Straße hin. Wahrscheinlich ist es ein Mann, den die Jesuiten erhielten, und der über den ungeheuern Fall des Ordens den Verstand verlor, und nun täglich kommt, in dem leeren Gefäß die alten Bewohner zu suchen, und nach einem kurzen Gebet ihren Feinden den Fluch zu geben.

Ein junger Mann, den ich um die Merkwürdigkeiten der Stadt fragte, zeigte mir ein Haus, das man des Teufels Haus nennt, welches der sonst allzeitfertige Zerstörer, in einer Nacht, mit schnell herbeygeschafften Stei=

nen erbaut haben soll. Das eigentliche Merkwürdige daran bemerkte der gute Mensch aber nicht; daß es nämlich das einzige Haus von gutem Geschmack ist, das ich in Trient gesehen habe, in einer ältern Zeit gewiß von einem guten Italiäner aufgeführt. Abends um fünf Uhr reiste ich ab; wieder das Schauspiel von gestern Abend, und die Heuschrecken die gleich bey Sonnenuntergang zu schrillen anfangen. Wohl eine Meile weit fährt man zwischen Mauern, über welche sich Traubengeländer sehen lassen; andere Mauern, die nicht hoch genug sind, hat man mit Steinen, Dornen, und sonst zu erhöhen gesucht, um das Abrupfen der Trauben den Vorbeygehenden zu wehren. Viele Besitzer besprützen die vordersten Reihen mit Kalk, der die Trauben ungenießbar macht, dem Wein aber nichts schadet, weil die Gährung alles wieder heraus treibt.

Den 11. September Abends.

Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache sich abschneidet; oben herein schwankt es noch immer vom Deutschen zum Italiänischen. Nun hatte ich zum erstenmal einen stockwelschen Postillon, der Wirth spricht kein Deutsch, und ich muß nun meine Sprachkünste versuchen. Wie froh bin ich, daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird.

Torbole, den 12. September nach Tische.

Wie sehr wünschte ich meine Freunde einen Augenblick neben mich, daß sie sich der Aussicht freuen könnten die vor mir liegt.

Heute Abend hätte ich können in Verona seyn, aber es lag mir noch eine herrliche Na-

turwirkung an der Seite, ein köstliches Schau=spiel, der Gardasee, den wollte ich nicht ver=säumen, und bin herrlich für meinen Umweg belohnt. Nach fünfen fuhr ich von Roveredo fort, ein Seitenthal hinauf, das seine Wasser noch in die Etsch gießt. Wenn man hinauf kommt, liegt ein ungeheurer Felsriegel hinten vor, über den man nach dem See hinunter muß. Hier zeigten sich die schönsten Kalkfel=sen zu malerischen Studien. Wenn man hinab kommt, liegt ein Oertchen am nördlichen Ende des Sees, und ist ein kleiner Hafen oder vielmehr Anfahrt daselbst, es heißt Torbole. Die Feigenbäume hatten mich schon den Weg herauf häufig begleitet, und indem ich in das Fels=Amphitheater hinabstieg, fand ich die ersten Oelbäume voller Oliven. Hier traf ich auch zum erstenmal die weißen kleinen Feigen, als gemeine Frucht, welche mir die Gräfin Lanthieri verheißen hatte.

Aus dem Zimmer in dem ich sitze, geht eine Thüre nach dem Hof hinunter, ich habe

meinen Tisch davor gerückt, und die Aussicht mit einigen Linien gezeichnet. Man übersieht den See beynah in seiner ganzen Länge, nur am Ende links entwendet er sich unsern Augen. Das Ufer, auf beyden Seiten von Hügeln und Bergen eingefaßt, glänzt von unzähligen kleinen Ortschaften.

Nach Mitternacht bläst der Wind von Norden nach Süden, wer also den See hinab will, muß zu dieser Zeit fahren: denn schon einige Stunden vor Sonnenaufgang wendet sich der Luftstrom und zieht nordwärts. Jetzo Nachmittag wehet er stark gegen mich, und kühlt die heiße Sonne gar lieblich. Zugleich lehrt mich Volkmann, daß dieser See ehemals Benacus geheißen, und bringt einen Vers des Virgil, worin dessen gedacht wird:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Der erste lateinische Vers dessen Inhalt lebendig vor mir steht, und der in dem Au-

genblicke, da der Wind immer stärker wächst und der See höhere Wellen gegen die Anfahrt wirft, noch heute so wahr ist als vor vielen Jahrhunderten. So manches hat sich verändert, noch aber stürmt der Wind in dem See, dessen Anblick eine Zeile Virgils noch immer veredelt.

Geschrieben unter dem fünf und vierzigsten Grade funfzig Minuten.

In der Abendkühle ging ich spazieren, und befinde mich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung, die Menschen leben ein nachlässiges Schlaraffenleben: Erstlich haben die Thüren keine Schlösser; der Wirth aber versicherte mir, ich könne ganz ruhig seyn, und wenn alles was ich bey mir hätte aus Diamanten bestünde; zweytens sind die Fenster mit Oel-Papier statt Glasscheiben geschlossen; drittens fehlt eine höchst nöthige Bequemlichkeit, so daß man dem Na-

turzustande hier ziemlich nahe kömmt. Als ich den Hausknecht nach einer gewissen Gelegenheit fragte, deutete er in den Hof hinunter, „qui abasso puo servirsi!“ ich fragte: „dove?“ — „da per tutto, dove vuol!“ antwortete er freundlich. Durchaus zeigt sich die größte Sorglosigkeit, doch Leben und Geschäftigkeit genug. Den ganzen Tag verführen die Nachbarinnen ein Geschwätz, ein Geschrey, und haben alle zugleich etwas zu thun, etwas zu schaffen. Ich habe noch kein müssiges Weib gesehn.

Der Wirth verkündigte mir mit italiänischer Emphase, daß er sich glücklich finde, mir mit der köstlichsten Forelle dienen zu können. Sie werden bey Torbole gefangen, wo der Bach vom Gebirge herunter kommt, und der Fisch den Weg hinauf sucht. Der Kaiser erhält von diesem Fange zehn tausend Gulden Pacht. Es sind keine eigentlichen Forellen, groß, manchmal funfzig Pfund schwer, über

den ganzen Körper bis auf den Kopf hinauf punktirt; der Geschmack zwischen Forelle und Lachs, zart und trefflich.

Mein eigentlich Wohlleben aber ist in Früchten, in Feigen, auch Birnen, welche da wohl köstlich seyn müssen, wo schon Citronen wachsen.

Den 13. September Abends.

Heute früh um drey Uhr, fuhr ich von Torbole weg, mit zwey Ruderern. Anfangs war der Wind günstig, daß sie die Segel brauchen konnten. Der Morgen war herrlich, zwar wolkig, doch bey der Dämmrung still. Wir fuhren bey Limona vorbey, dessen Berggärten, terassenweise angelegt und mit Citronenbäumen bepflanzt, ein reiches und reinliches Ansehen geben. Der ganze Garten besteht aus Reihen von weißen viereckigen Pfei-

lern, die in einer gewissen Entfernung von einander stehen, und stufenweis den Berg hinaufrücken. Ueber diese Pfeiler sind starke Stangen gelegt, um im Winter die dazwischen gepflanzten Bäume zu decken. Das Betrachten und Beschauen dieser angenehmen Gegenstände ward durch eine langsame Fahrt begünstigt, und so waren wir schon an Malsesine vorbey, als der Wind sich völlig umkehrte, seinen gewöhnlichen Tagweg nahm und nach Norden zog. Das Rudern half wenig gegen die übermächtige Gewalt, und so mußten wir im Hafen von Malsesine landen. Es ist der erste Venetianische Ort an der Morgenseite des Sees. Wenn man mit dem Wasser zu thun hat, kann man nicht sagen: ich werde heute da, oder dort seyn. Diesen Aufenthalt will ich so gut als möglich nutzen, besonders das Schloß zu zeichnen, das am Wasser liegt und ein schöner Gegenstand ist. Heute im Vorbeyfahren nahm ich eine Skizze davon.

Den 14. September.

Der Gegenwind, der mich gestern in den Hafen von Malsesine trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überstand, und in der Erinnerung lustig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich Morgens bey Zeiten in das alte Schloß, welches ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung, jedermann zugänglich ist. Im Schloßhofe setzte ich mich dem alten auf und in den Felsen gebauten Thurm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein sehr bequemes Plätzchen gefunden. Neben einer drey vier Stufen erhöhten verschlossenen Thüre, im Thürgewände ein verziertes steinernes Sitzchen, wie wir sie wohl bey uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich saß nicht lange, so kamen verschiedene Menschen in den Hof herein, betrachteten

mich, und gingen hin und wieder. Die Menge vermehrte sich, blieb endlich stehen, so daß sie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, daß mein Zeichnen Aufsehen erregt hatte, ich ließ mich aber nicht stören, und fuhr ganz gelassen fort. Endlich drängte sich ein Mann zu mir, nicht von dem besten Ansehen, und fragte, was ich da mache? Ich erwiederte ihm, daß ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Malsesine zu erhalten. Er sagte darauf: es sey dieß nicht erlaubt, und ich sollte es unterlassen. Da er dieses in gemeiner Venetianischer Sprache sagte, so daß ich ihn wirklich kaum verstand, so erwiederte ich ihm, daß ich ihn nicht verstehe. Er ergriff darauf mit wahrer italiänischer Gelassenheit mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf konnt' ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umstehenden bemerken, besonders sagte eine ältliche Frau, es sey nicht recht! Man solle den Podestà rufen, welcher dergleichen Dinge

zu beurtheilen wisse. Ich stand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Thüre gelehnt, und überschaute das immer sich vermehrende Publikum. Die neugierigen starren Blicke, der gutmüthige Ausdruck in den meisten Gesichtern, und was sonst noch alles eine fremde Volksmasse charakterisiren mag, gab mir den lustigsten Eindruck. Ich glaubte das Chor der Vögel vor mir zu sehen, das ich, als Treufreund, auf dem Ettersburger Theater oft zum Besten gehabt. Dieß versetzte mich in die heiterste Stimmung, so daß, als der Podesta mit seinem Aktuarius herankam, ich ihn freymüthig begrüßte, und auf seine Frage: warum ich ihre Festung abzeichnete, ihm bescheiden erwiederte: daß ich dieses Gemäuer nicht für eine Festung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk aufmerksam, auf den Verfall dieser Thürme, und dieser Mauern, auf den Mangel von Thoren, kurz auf die Wehrlosigkeit des ganzen Zustandes und versicherte,

ich habe hier nichts als eine Ruine zu sehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine sey, was denn dran wohl merkwürdig scheinen könne? Ich erwiederte darauf, weil ich Zeit und Gunst zu gewinnen suchte, sehr umständlich, daß sie wüßten, wie viele Reisende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen, daß Rom, die Hauptstadt der Welt, von den Barbaren verwüstet, voller Ruinen stehe, welche hundert und aber hundertmal gezeichnet worden, daß nicht alles aus dem Alterthum so erhalten sey, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu sehen hoffte.

Der Podesta welcher vor mir, aber tiefer stand, war ein langer, nicht grade hagerer Mann, von etwa dreyßig Jahren. Die stumpfen Züge seines geistlosen Gesichts stimm-

ten ganz zu der langsamen und trüben Weise, womit er seine Fragen hervorbrachte. Der Aktuarius, kleiner und gewandter, schien sich in einen so neuen und seltnen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich sprach noch manches dergleichen, man schien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengesichter wendete, glaubte ich Beystimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, sagte der Aktuarius, der sich unterdessen besonnen hatte: das möge wohl gelten, denn jenes sey ein weltberühmtes, römisches Gebäude; an diesen Thürmen aber sey nichts merkwürdiges, als daß es die Gränze zwischen dem Gebiete Venedigs und dem Oestreichischen Kaiserstaate bezeichne, und deshalb nicht ausspionirt werden solle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, daß nicht

allein griechische und römische Alterthümer, sondern auch die der mittlern Zeit, Aufmerksamkeit verdienten. Ihnen sey freylich nicht zu verargen, daß sie an diesem, von Jugend auf gekannten Gebäude, nicht so viele malerische Schönheiten, als ich, entdecken könnten. Glücklicher Weise setzte die Morgensonne Thurm, Felsen und Mauern in das schönste Licht, und ich fing an, ihnen dieses Bild mit Enthusiasmus zu beschreiben. Weil aber mein Publikum jene belobten Gegenstände im Rücken hatte und sich nicht ganz von mir abwenden wollte, so drehten sie auf einmal, jenen Vögeln gleich die man Wendehälse nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu schauen, was ich ihren Ohren anpries, ja der Podesta selbst kehrte sich, obgleich mit etwas mehr Anstand nach dem beschriebenen Bilde hin. Diese Scene kam mir so lächerlich vor, daß mein guter Muth sich vermehrte, und ich ihnen nichts, am wenigsten den Epheu

schenkte, der Fels und Gemäuer auf das reichste zu verzieren schon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Aktuarius versetzte drauf, das lasse sich alles hören, aber Kaiser Joseph sey ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böse im Schilde führe, und ich möchte wohl sein Unterthan, ein Abgeordneter seyn, um die Gränzen auszuspähen.

Weit entfernt, rief ich aus, dem Kaiser anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, so gut als ihr, Bürger einer Republik zu seyn, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchten Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch sich selbst regiert und an Handelsthätigkeit, Reichthum und Weisheit ihrer Vorgesetzten keiner Stadt in Deutschland nachsteht. Ich bin nämlich von

Frankfurt am Mayn gebürtig, einer Stadt, deren Name und Ruf gewiß bis zu euch gekommen ist.

Von Frankfurt am Mayn! rief eine hübsche junge Frau, da könnt ihr gleich sehen, Herr Podesta, was an dem Fremden ist, den ich für einen guten Mann halte; laßt den Gregorio rufen, der lange daselbst conditionirt hat, der wird am besten in der Sache entscheiden können.

Schon hatten sich die wohlwollenden Gesichter um mich her vermehrt, der erste Widerwärtige war verschwunden, und als nun Gregorio herbey kam, wendete sich die Sache ganz zu meinem Vortheil. Dieser war ein Mann etwa in den funfzigen, ein braunes italiänisches Gesicht, wie man sie kennt. Er sprach und betrug sich als einer, dem etwas fremdes nicht fremd ist, erzählte mir sogleich,

daß er bey Bolongaro in Diensten gestanden und sich freue, durch mich etwas von dieser Familie und von der Stadt zu hören, an die er sich mit Vergnügen erinnere. Glücklicherweise war sein Aufenthalt in meine jüngeren Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vortheil ihm genau sagen zu können, wie es zu seiner Zeit gewesen, und was sich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den sämmtlichen italiänischen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war sehr vergnügt manches Einzelne zu hören, z. B. daß der Herr Alessina im Jahr 1774 seine goldene Hochzeit gefeyert, daß darauf eine Medaille geschlagen worden, die ich selbst besitze, er erinnerte sich recht wohl, daß die Gattin dieses reichen Handelsherrn eine geborne Brentano sey. Auch von den Kindern und Enkeln dieser Häuser wußte ich ihm zu erzählen, wie sie herangewachsen, versorgt, verheirathet worden, und sich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genauste Auskunft fast über alles gegeben um was er mich befragt, wechselten Heiterkeit und Ernst in den Zügen des Mannes. Er war froh und gerührt, das Volk erheiterte sich immer mehr, und konnte unserm Zwiegespräch zuzuhören nicht satt werden, wovon er freylich einen Theil erst in ihren Dialect übersetzen mußte.

Zuletzt sagte er: Herr Podesta, ich bin überzeugt, daß dieses ein braver, kunstreicher Mann ist, wohlerzogen, welcher herumreist, sich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlassen, damit er bey seinen Landsleuten gutes von uns rede, und sie aufmuntere Malsesine zu besuchen, dessen schöne Lage wohl werth ist, von Fremden bewundert zu seyn. Ich verstärkte diese freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtspersonen als weise und vorsichtige Männer nicht vergessend.

Dieses alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubniß mit Meister Gregorio, nach Belieben, den Ort und die Gegend zu besehen. Der Wirth bey dem ich eingekehrt war, gesellte sich nun zu uns, und freute sich schon auf die Fremden, welche auch ihm zuströmen würden, wenn die Vorzüge Malsesine's erst recht ans Licht kämen. Mit lebhafter Neugierde betrachtete er meine Kleidungsstücke, besonders aber beneidete er mich um die kleinen Terzerole, die man so bequem in die Tasche stecken konnte. Er pries diejenigen glücklich, die so schöne Gewehre tragen dürften, welches bey ihnen unter den peinlichsten Strafen verboten sey. Diesen freundlich Zudringlichen unterbrach ich einigemal, meinem Befreyer mich dankbar zu erweisen. „Dankt mir nicht," versetzte der brave Mann, „mir seyd Ihr nichts schuldig. Verstünde der Podesta sein Handwerk, und wäre der Aktuar nicht der eigennützigste aller

Menschen, Ihr wäret nicht so los gekommen. Jener war verlegener als Ihr, und diesem hätte Eure Verhaftung, die Berichte, die Abführung nach Verona auch nicht einen Heller eingetragen. Das hat er geschwind überlegt, und Ihr wart schon befreyt, ehe unsere Unterredung zu Ende war."

Gegen Abend holte mich der gute Mann in seinen Weinberg ab, der den See hinabwärts sehr wohlgelegen war. Uns begleitete sein funfzehnjähriger Sohn, der auf die Bäume steigen und mir das beste Obst brechen mußte, indessen der Alte die reifsten Weintrauben aussuchte.

Zwischen diesen beyden weltfremden, wohlwollenden Menschen, in der unendlichen Einsamkeit dieses Erdwinkels ganz allein, fühlte ich denn doch, wenn ich die Abenteuer des Tages überdachte, auf das lebhafteste, welch

ein wunderliches Wesen der Mensch ist, daß er dasjenige, was er mit Sicherheit und Bequemlichkeit in guter Gesellschaft genießen könnte, sich oft unbequem und gefährlich macht, bloß aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt sich auf seine besondere Weise zuzueignen.

Gegen Mitternacht begleitete mich mein Wirth an die Barke, das Fruchtkörbchen tragend, welches mir Gregorio verehrt hatte, und so schied ich, mit günstigem Wind, von dem Ufer, welches mir lästrygonisch zu werden gedroht hatte.

Nun von meiner Seefahrt! sie endete glücklich, nachdem die Herrlichkeit des Wasserspiegels und des daran liegenden Brescianischen Ufers mich recht im Herzen erquickt hatte. Da, wo an der Abendseite das Gebirge auf-

hört steil zu seyn, und die Landschaft flächer nach dem See fällt, liegen in einer Reihe, in einer Länge von ohngefähr anderthalb Stunden, Garignano, Bojaco, Cecina, Toscolan, Maderno, Verdom, Saló; alle auch wieder meist in die Länge gezogen. Keine Worte drücken die Anmuth dieser so reich bewohnten Gegend aus. Früh um zehen Uhr landete ich in Bartolino, lud mein Gepäck auf ein Maulthier, und mich auf ein anderes. Nun ging der Weg über einen Rücken, der das Thal der Etsch von der See-Vertiefung scheidet. Die Urwasser scheinen hier von beyden Seiten gegen einander in ungeheuern Strömungen gewirkt, und diesen colossalen Kieseldamm aufgeführt zu haben. Fruchtbares Erdreich ward in ruhigern Epochen darüber geschlemmt; aber der Ackersmann ist doch stets aufs neue von denen immer wieder hervordringenden Geschieben geplagt. Man sucht so viel, als möglich ihrer los zu werden,

baut sie reihen- und schichtenweise über einander, und bildet dadurch am Wege hin sehr dicke Quasimauern. Die Maulbeerbäume sehen, wegen Mangel an Feuchtigkeit, nicht fröhlich auf dieser Höhe. An Quellen ist nicht zu denken. Von Zeit zu Zeit trifft man Pfützen zusammengeleiteten Regenwassers, woraus die Maulthiere, auch wohl die Treiber ihren Durst löschen. Unten am Flusse sind Schöpfräder angebracht, um die tiefer liegenden Pflanzungen nach Gefallen zu wässern.

Nun aber kann die Herrlichkeit der neuen Gegend, die man beym Herabsteigen übersieht, durch Worte nicht dargestellt werden. Es ist ein Garten meilenlang und breit, der am Fuß hoher Gebirge und schroffer Felsen, ganz flach in der größten Reinlichkeit da liegt. Und so kam ich denn am zehnten September, gegen Ein Uhr, hier in Verona an, wo ich zuerst noch dieses schreibe, das zweyte Stück

meines Tagebuchs schließe und hefte, und gegen Abend mit freudigem Geiste, das Amphitheater zu sehen hoffe.

Von der Witterung dieser Tage her, melde ich folgendes. Die Nacht vom neunten auf den zehnten, war abwechselnd hell und bedeckt, der Mond behielt immer einen Schein um sich. Morgens, gegen fünf Uhr, überzog sich der ganze Himmel mit grauen nicht schweren Wolken, die mit dem wachsenden Tage verschwanden. Je tiefer ich hinabkam, desto schöner war das Wetter. Wie nun gar in Botzen der große Gebirgsstock mitternächtlich blieb, zeigte die Luft eine ganz andere Beschaffenheit; man sah nämlich an den verschiedenen Landschaftsgründen, die sich gar lieblich durch ein etwas mehr oder weniger Blau von einander absonderten, daß die Atmosphäre voll gleichausgetheilter Dünste sey, welche sie zu tragen vermochte, und die daher weder als

Thau oder Regen niederfielen, noch als Wolken sich sammelten. Wie ich weiter hinab kam, konnte ich deutlich bemerken, daß alle Dünste die aus dem Botzner Thal, alle Wolkenstreifen die von den mittägigern Bergen aufsteigen, nach den höhern mitternächtigen Gegenden zuzogen, sie nicht verdeckten, aber in eine Art Höherauch einhüllten. In der weitesten Ferne über dem Gebirg, konnte ich eine sogenannte Wassergalle bemerken. Von Botzen südwärts haben sie den ganzen Sommer das schönste Wetter gehabt, nur von Zeit zu Zeit ein wenig Wasser, (sie sagen aqua, um den gelinden Regen auszudrücken), und dann sogleich wieder Sonnenschein. Auch gestern fielen von Zeit zu Zeit einige Tropfen, und die Sonne schien immer dazu. Sie haben lange kein so gutes Jahr gehabt; es geräth alles; das üble haben sie uns zugeschickt.

Das Gebirge, die Steinarten erwähne ich nur kürzlich, denn Ferbers Reise nach Ita-

lien und Hacquets durch die Alpen, unterrichten uns genugsam von dieser Wegstrecke. Eine Viertelstunde vom Brenner ist ein Marmorbruch, an dem ich in der Dämmerung vorbey fuhr. Er mag und muß, wie der an der andern Seite, auf Glimmerschiefer aufliegen. Diesen fand ich bey Colman als es Tag ward, weiter hinab zeigten sich Porphyre an. Die Felsen waren so prächtig, und an der Chaussee die Haufen so gätlich zerschlagen, daß man gleich Voigtische Cabinetchen daraus hätte bilden und verpacken können. Auch kann ich ohne Beschwerde jeder Art ein Stück mitnehmen, wenn ich nur Augen und Begierde an ein kleineres Maaß gewöhne. Bald unter Colman fand ich einen Porphyr, der sich in regelmäßige Platten spaltet, zwischen Brandsol und Neumark einen ähnlichen, dessen Platten jedoch sich wieder in Säulen trennen. Ferber hielt sie für vulkanische Producte, das war aber vor vierzehn Jahren,

wo die ganze Welt in den Köpfen brannte. Hacquet schon macht sich darüber lustig.

Von den Menschen wüßte ich nur weniges und wenig Erfreuliches zu sagen. Sobald mir, vom Brenner Herunterfahrenden, der Tag aufging, bemerkte ich eine entschiedene Veränderung der Gestalt, besonders mißfiel mir die bräunlich-bleiche Farbe der Weiber. Ihre Gesichtszüge deuteten auf Elend, Kinder waren eben so erbärmlich anzusehen, Männer ein wenig besser; die Grundbildung übrigens durchaus regelmäßig und gut. Ich glaube die Ursache dieses krankhaften Zustandes in dem häufigen Gebrauch des Türkischen- und Haidekorns zu finden. Jenes, das sie auch gelbe Blende nennen, und dieses, schwarze Blende genannt, werden gemahlen, das Mehl in Wasser zu einem dicken Brey gekocht, und so gegessen. Die jenseitigen Deutschen rupfen den Teig wieder auseinander und braten ihn in Butter auf. Der wel-

sche Tyroler hingegen, ißt ihn so weg, manchmal Käse darauf gerieben, und das ganze Jahr kein Fleisch. Nothwendig muß das die ersten Wege verleimen und verstopfen, besonders bey den Kindern und Frauen, und die kachectische Farbe deutet auf solches Verderben. Außerdem essen sie auch noch Früchte und grüne Bohnen, die sie in Wasser absieden und mit Knoblauch und Oel anmachen. Ich fragte, ob es nicht auch reiche Bauern gäbe? — Ja freylich. — Thun sie sich nichts zu Gute? essen sie nicht besser? — Nein, sie sind es einmal so gewohnt. — Wo kommen sie denn mit ihrem Gelde hin? Was machen sie sonst für Aufwand? — O, die haben schon ihre Herren, die es ihnen wieder abnehmen. — Das war die Summa des Gesprächs mit meiner Wirthstochter in Botzen.

Ferner vernahm ich von ihr, daß die Weinbauern, die am wohlhabendsten scheinen, sich am übelsten befinden, denn sie sind in

den Händen der städtischen Handelsleute, die ihnen bey schlechten Jahren den Lebensunterhalt vorschießen, und bey guten den Wein um ein geringes an sich nehmen. Doch das ist überall dasselbe.

Was meine Meinung wegen der Nahrung bestätigt, ist, daß die Stadtbewohnerinnen immer wohler aussehen. Hübsche, volle Mädchengesichter, der Körper für ihre Stärke und für die Größe der Köpfe etwas zu klein, mitunter aber recht freundlich entgegenkommende Gesichter. Die Männer kennen wir durch die wandernden Tyroler. Im Lande sehen sie weniger frisch aus, als die Weiber, wahrscheinlich weil diese mehr körperliche Arbeiten, mehr Bewegung haben, die Männer hingegen als Krämer und Handwerksleute sitzen. Am Gardasee fand ich die Leute sehr braun, und ohne den mindesten röthlichen Schein der Wangen, aber doch nicht ungesund, sondern ganz frisch und behaglich aus-

sehend. Wahrscheinlich sind die heftigen Sonnenstrahlen, denen sie am Fuße ihrer Felsen ausgesetzt sind, hievon die Ursache.

Verona bis Venedig.

Verona, den 16. September.

Das Amphitheater ist also das erste bedeutende Monument der alten Zeit, das ich sehe, und so gut erhalten! Als ich hinein trat, mehr noch aber, als ich oben auf dem Rande umher ging, schien es mir seltsam, etwas großes und doch eigentlich nichts zu sehen. Auch will es leer nicht gesehen seyn, sondern ganz voll von Menschen, wie man es neuerer Zeit Joseph dem Ersten und Pius dem Sechsten zu Ehren veranstaltet. Der Kaiser, der doch auch Menschenmassen vor Augen gewohnt war, soll darüber erstaunt seyn. Doch nur in der frühesten Zeit that es seine ganze Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war als es jetzt ist. Denn eigent-

lich ist so ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit sich selbst zu imponiren, das Volk mit sich selbst zum besten zu haben.

Wenn irgend etwas Schauwürdiges auf flacher Erde vorgeht und alles zuläuft, suchen die Hintersten auf alle mögliche Weise sich über die Vordersten zu erheben: man tritt auf Bänke, rollt Fässer herbey, fährt mit Wagen heran, legt Breter hinüber und herüber, besetzt einen benachbarten Hügel und es bildet sich in der Geschwindigkeit ein Krater.

Kommt das Schauspiel öfterer auf derselben Stelle vor, so baut man leichte Gerüste, für die so bezahlen können, und die übrige Masse behilft sich wie sie mag. Dieses allgemeine Bedürfniß zu befriedigen ist hier die Aufgabe des Architecten. Er bereitet einen solchen Krater durch Kunst, so einfach als nur möglich, damit dessen Zierath

das Volk selbst werde. Wenn es sich so bey=sammen sah, mußte es über sich selbst erstaunen, denn da es sonst nur gewohnt, sich durch einander laufen zu sehen, sich in einem Gewühle ohne Ordnung und sonderliche Zucht zu finden, so sieht das vielköpfige, vielsinnige, schwankende hin und her irrende Thier, sich zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit bestimmt, in eine Masse verbunden und befestigt, als Eine Gestalt, von Einem Geiste belebt. Die Simplicität des Oval ist jedem Auge auf die angenehmste Weise fühlbar und jeder Kopf dient zum Maße, wie ungeheuer das Ganze sey. Jetzt wenn man es leer sieht, hat man keinen Maßstab, man weiß nicht ob es groß oder klein ist.

Wegen der Unterhaltung dieses Werks müssen die Veroneser gelobt werden. Es ist von einem röthlichen Marmor gebaut, den die Witterung angreift, daher stellt man der Reihe nach die ausgefressenen Stufen immer

wieder her und sie scheinen fast alle ganz neu. Eine Inschrift gedenkt eines Hieronymus Maurigenus und seines auf dieses Monument verwendeten unglaublichen Fleißes. Von der äußern Mauer steht nur ein Stück und ich zweifele ob sie je ganz fertig geworden. Die untern Gewölbe, die an den großen Platz il Bra genannt stoßen, sind an Handwerker vermiethet und es sieht lustig genug aus, diese Höhlungen wieder belebt zu sehen.

Verona, den 16. September.

Das schönste, aber immer geschlossene Thor heißt Porta stupa oder del Pallio. Als Thor und in der großen Entfernung aus der man es schon gewahr wird, ist es nicht gut gedacht, denn erst in der Nähe erkennt man das Verdienst des Gebäudes.

Sie geben allerley Ursachen an, warum es geschlossen sey. Ich habe jedoch eine Muth-

maßung: die Absicht des Künstlers ging offenbar dahin, durch dieses Thor eine neue Anlage des Corso zu verursachen, denn auf die jetzige Straße steht es ganz falsch. Die linke Seite hat lauter Baracken und die winkelrechte Linie der Mitte des Thores, geht auf ein Nonnenkloster zu, das nothwendig hätte niedergelegt werden müssen. Das sah man wohl ein, auch mochten die Vornehmen und Reichen nicht Lust haben sich in dem entfernten Quartier anzubauen. Der Künstler starb vielleicht und so schloß man das Thor, wodurch die Sache nun auf einmal geendigt war.

Verona, den 16. September.

Das Portal des Theater-Gebäudes, von sechs großen Jonischen Säulen, nimmt sich anständig genug aus. Desto kleinlicher erscheint über der Thüre, vor einer gemalten Nische die von zwey corinthischen Säulen getragen wird, die lebensgroße Büste des Marchese Maffei in einer großen Perücke. Der Platz ist ehrenvoll, aber um sich gegen die Größe und Tüchtigkeit der Säulen einigermaßen zu halten, hätte die Büste colossal seyn müssen. Jetzt steht sie kleinlich auf einem Kragsteinchen, unharmonisch mit dem Ganzen.

Auch die Gallerie die den Vorhof einfaßt, ist kleinlich, und die cannelirten dorischen Zwerge nehmen sich neben den glatten ionischen Riesen armselig aus. Doch wollen wir das verzeihen in Betracht der schönen Anstalt,

welche unter diesen Säulenlauben angelegt ist. Hier hat man die Antiquitäten, meist in und um Verona gegraben, gesammelt aufgestellt. Einiges soll sogar sich im Amphitheater gefunden haben. Es sind Etrurische, Griechische, Römische, bis zu den niedern Zeiten und auch neuere. Die Basreliefs sind in die Wände eingemauert und mit den Nummern versehen, die ihnen Maffei gab, als er sie in seinem Werke: Verona illustrata beschrieb. Altäre, Stücken von Säulen und dergleichen Reste. Ein ganz trefflicher Dreyfuß von weißem Marmor, worauf Genien die sich mit den Attributen der Götter beschäftigen. Raphael hat dergleichen in den Zwickeln der Farnesine nachgeahmt und verklärt.

Der Wind der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel. Die Grabmähler sind herzlich und rührend und stellen immer das Leben her. Da ist ein Mann, der neben seiner

Frau aus einer Nische, wie zu einem Fenster heraussieht. Da stehen Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, einander mit unaussprechlicher Natürlichkeit anblickend. Hier reicht sich ein Paar die Hände. Hier scheint ein Vater, auf seinem Sopha ruhend, von der Familie unterhalten zu werden. Mir war die unmittelbare Gegenwart dieser Steine höchst rührend. Von späterer Kunst sind sie, aber einfach, natürlich und allgemein ansprechend. Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knieen der eine fröhliche Auferstehung erwartet. Der Künstler hat mit mehr oder weniger Geschick nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände, schauen nicht in den Himmel, sondern sie sind hienieden was sie waren und was sie sind. Sie stehen beysammen, nehmen Antheil an einander, lieben sich und das ist in den Steinen, sogar mit einer gewissen Handwerksunfähigkeit, allerliebst aus-

gedrückt. Ein sehr reich verzierter marmorner Pfeiler, gab mir auch neue Begriffe.

So löblich diese Anstalt ist, so sieht man ihr doch an, daß der edle Erhaltungsgeist, der sie gegründet, nicht mehr in ihr fortlebt. Der kostbare Dreyfuß geht nächstens zu Grunde, weil er frey steht, gegen Westen der Witterung ausgesetzt. Mit einem hölzernen Futteral wäre dieser Schatz leicht zu erhalten.

Der angefangene Pallast des Proveditore, wäre er fertig geworden, hätte ein schön Stück Baukunst gegeben. Sonst bauen die Nobili noch viel, leider aber ein jeder auf den Platz wo seine ältere Wohnung stand, also oft in engen Gassen. So baut man jetzt eine prächtige Façade eines Seminariums in einem Gäßchen der entferntesten Vorstadt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Als ich mit meinem zufällig aufgegriffenen Begleiter vor einem großen ernsthaften Thore eines wunderbaren Gebäudes vorüber ging, fragte er mich gutmüthig, ob ich nicht einen Augenblick in den Hof treten wolle. Es war der Pallast der Justiz, und wegen Höhe der Gebäude erschien der Hof doch nur als ein ungeheurer Brunnen. Hier werden, sagte er, alle die Verbrecher und Verdächtigen verwahrt. Ich sah umher und durch alle Stockwerke gingen, an zahlreichen Thüren hin, offene mit eisernen Geländern versehene Gänge. Der Gefangene, wie er aus seinem Kerker heraustrat, um zum Verhör geführt zu werden, stand in der freyen Luft, war aber auch den Blicken Aller ausgesetzt; und weil nun mehrere Verhörstuben seyn mochten, so klapperten die Ketten, bald über diesem bald über jenem Gange durch alle Stockwerke. Es war ein verwünschter Anblick und ich läugne nicht, daß der gute Humor, womit ich meine Vögel ab-

gefertigt hatte, hier doch einen etwas schweren Stand würde gefunden haben.

Ich ging auf der Kante des amphitheatralischen Kraters bey Sonnenuntergang, der schönsten Aussicht genießend über Stadt und Gegend. Ich war ganz allein und unten auf den breiten Steinen des Bra gingen Mengen von Menschen; Männer, von allen Ständen, Weiber vom Mittelstande spatzieren. Diese letztern nehmen sich in ihren schwarzen Ueberkleidern, aus dieser Vogelperspective, gar mumienhaft aus.

Der Zendale und die Veste, die dieser Classe statt aller Garderobe dient, ist übrigens eine Tracht, ganz eingerichtet für ein Volk das nicht immer für Reinlichkeit sorgen und doch immer öffentlich erscheinen, bald in der Kirche, bald auf dem Spatziergange seyn will. Veste ist ein schwarztaffeter Rock, der über

Bayerische Staatsbibliothek München

andere Röcke geworfen wird. Hat das Frauenzimmer einen reinlichen weißen darunter, so versteht sie den schwarzen an der einen Seite in die Höhe zu heben. Dieser wird so angegürtet, daß er die Taille abschneidet und die Lippen des Corsets bedeckt, welches von jeglicher Farbe seyn kann. Der Zendale ist eine große Kappe, mit langen Bärten, die Kappe selbst durch ein Drahtgestell hoch über den Kopf gehalten, die Bärte aber wie eine Scherpe um den Leib geknüpft, so daß die Enden hinterwärts herunter fallen.

Verona, den 16. September.

Als ich heute wieder von der Arena wegging, kam ich einige tausend Schritte davon zu einem modernen öffentlichen Schauspiel. Vier edle Veroneser schlugen Ball, gegen Vier Vicentiner. Sie treiben dieß sonst unter sich das ganze Jahr, etwa zwey Stunden vor

[library stamp]

Nacht; dießmal, wegen der fremden Gegner, lief das Volk unglaublich zu. Es können immer vier bis fünf tausend Zuschauer gewesen seyn. Frauen sah ich von keinem Stande.

Vorhin als ich vom Bedürfniß der Menge in einem solchen Falle sprach, hab' ich das natürliche zufällige Amphitheater schon beschrieben, wie ich das Volk hier über einander gebaut sah. Ein lebhaftes Händeklatschen hört' ich schon von weiten, jeder bedeutende Schlag war davon begleitet. Das Spiel aber geht so vor sich: In gehöriger Entfernung von einander sind zwey gelindabhängige Breterflächen errichtet. Derjenige der den Ball ausschlägt, steht, die Rechte mit einem hölzernen breiten Stachelringe bewaffnet, auf der obersten Höhe. Indem nun ein anderer von seiner Partey ihm den Ball zuwirft, so läuft er herunter dem Ball entgegen und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er denselben zu treffen weiß. Die Gegner su-

chen ihn zurückzuschlagen und so geht es hin und wieder, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt. Die schönsten Stellungen, werth in Marmor nachgebildet zu werden, kommen dabey zum Vorschein. Da es lauter wohlgewachsene, rüstige, junge Leute sind, in kurzer, knapper, weißer Kleidung, so unterscheiden sich die Parteyen nur durch ein farbiges Abzeichen. Besonders schön ist die Stellung in welche der Ausschlagende geräth, indem er von der schiefen Fläche herunter läuft und den Ball zu treffen ausholt, sie nähert sich der des Borghesischen Fechters.

Sonderbar kam es mir vor, daß sie diese Uebung an einer alten Stadtmauer, ohne die mindeste Bequemlichkeit für die Zuschauer vornehmen; warum sie es nicht im Amphitheater thun, wo so schöner Raum wäre.

Verona, den 17. September.

Was ich von Gemälden gesehen, will ich nur kurz berühren und einige Betrachtungen hinzufügen. Ich mache diese wunderbare Reise nicht um mich selbst zu betrügen, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen, da sage ich mir denn ganz aufrichtig, daß ich von der Kunst, von dem Handwerk des Malers wenig verstehe. Meine Aufmerksamkeit, meine Betrachtung kann nur auf den practischen Theil, auf den Gegenstand und auf die Behandlung desselben im allgemeinen gerichtet seyn.

St. Giorgio ist eine Galerie von guten Gemälden, alle Altarblätter, wo nicht von gleichem Werth, doch durchaus merkwürdig. Aber die unglücksel'gen Künstler, was mußten die malen! und für wen! Ein Mannaregen

vielleicht dreißig Fuß lang und zwanzig hoch! das Wunder der fünf Brode zum Gegenstück! was war daran zu malen? Hungrige Menschen, die über kleine Körner herfallen, unzählige andere denen Brod präsentirt wird. Die Künstler haben sich die Folter gegeben um solche Armseligkeiten bedeutend zu machen. Und doch hat, durch diese Nöthigung gereizt, das Genie schöne Sachen hervorgebracht. Ein Künstler der die heilige Ursula mit den eilftausend Jungfrauen vorzustellen hatte, zog sich mit großem Verstand aus der Sache. Die Heilige steht im Vordergrunde, als habe sie siegend das Land in Besitz genommen. Sie ist sehr edel, amazonenhaft-jungfräulich, ohne Reiz gebildet; in der alles verkleinernden Ferne hingegen sieht man ihre Schaar aus den Schiffen steigen und in Prozession herankommen. Die Himmelfahrt Mariä im Dom, von Tizian, ist sehr verschwärzt, der Gedanke lobenswerth, daß die angehende Göt-

Vergleichun Uhr, auch der
it embers.

tin nicht himmelwärts, sondern herab nach ihren Freunden blickt.

In der Galerie Gherardini fand ich sehr schöne Sachen von Orbetto und lernte diesen verdienten Künstler auf einmal kennen. In der Entfernung erfährt man nur von den ersten Künstlern und oft begnügt man sich mit ihren Namen; wenn man aber diesem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweyten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunst reich. Den Gedanken eines Bildes muß ich hier loben, Nur zwey Halbfiguren. Simson ist eben im Schooße der Delila eingeschlafen, sie greift leise über ihn hinweg, nach einer Scheere, die auf dem Tisch, neben der Lampe liegt. Die Ausführung ist sehr brav. Im Pallast Canossa war mir eine Danae bemerklich.

Der Pallast Berilaqua enthält die köstlich-

sten Sachen. Ein sogenanntes Paradies von Tintoret, eigentlich aber die Krönung der Maria zur Himmelskönigin, in Gegenwart aller Erzväter, Propheten, Apostel, Heiligen, Engel u. s. w., eine Gelegenheit den ganzen Reichthum des glücklichsten Genies zu entwickeln. Leichtigkeit des Pinsels, Geist, Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, dieß alles zu bewundern und sich dessen zu erfreuen, müßte man das Stück selbst besitzen und es zeitlebens vor Augen haben. Die Arbeit geht in's Unendliche, ja die letzten in der Glorie verschwindenden Engelsköpfe haben noch Charakter. Die größten Figuren mögen einen Fuß hoch seyn, Maria und Christus, der ihr die Krone aufsetzt, etwa vier Zoll. Die Eva ist doch das schönste Weibchen auf dem Bilde und noch immer, von altersher, ein wenig lüstern.

Ein paar Portraite von Paul Veronese, haben meine Hochachtung für diesen Künstler

nur vermehrt. Die Antikensammlung ist herrlich, ein hingestreckter Sohn der Niobe köstlich, die Büsten, ohngeachtet ihrer restaurirten Nasen, meistens höchst interessant, ein August mit der Bürgerkrone, ein Kaligula und andere.

Es liegt in meiner Natur das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle.

In einem Lande wo man des Tages genießt, besonders aber des Abends sich erfreut, ist es höchst bedeutend wenn die Nacht einbricht. Dann hört die Arbeit auf, dann kehrt der Spatziergänger zurück, der Vater will seine Tochter wieder zu Hause sehen, der Tag hat ein Ende; doch was Tag sey wissen wir Cimmerier kaum. In ewigem Nebel und Trübe ist es uns einerley ob es Tag oder

Nacht ist, denn wie viel Zeit können wir uns unter freyem Himmel wahrhaft ergehen und ergötzen? Wie hier die Nacht eintritt, ist der Tag entschieden vorbey, der aus Abend und Morgen bestand, vier und zwanzig Stunden sind verlebt, eine neue Rechnung geht an, die Glocken läuten, der Rosenkranz wird gebetet, mit brennender Lampe tritt die Magd in das Zimmer und spricht: felicissima notte! Diese Epoche verändert sich mit jeder Jahreszeit, und der Mensch der hier lebendig lebt kann nicht irre werden, weil jeder Genuß seines Daseyns sich nicht auf die Stunde, sondern auf die Tageszeit bezieht. Zwänge man dem Volke einen deutschen Zeiger auf, so würde man es verwirrt machen, denn der seinige ist innigst mit seiner Natur verwebt. Anderthalb Stunden, Eine Stunde vor Nacht fängt der Adel an auszufahren, es geht auf den Bra, die lange breite Straße nach der Porta Nuova zu, das Thor hinaus, an der Stadt hin, und wie es Nacht schlägt

kehrt alles um. Theils fahren sie an die Kirchen das Ave Maria della sera zu beten, theils halten sie auf dem Bra, die Cavaliers treten an die Kutschen, unterhalten sich mit den Damen, und das dauert eine Weile; ich habe das Ende niemals abgewartet, die Fußgänger bleiben weit in die Nacht. Heute war gerade so viel Regen niedergegangen um den Staub zu löschen, es war wirklich ein lebendiger munterer Anblick.

Um mich ferner in einem wichtigen Punkte der Landesgewohnheit gleich zu stellen, habe ich mir ein Hülfsmittel erdacht, wie ich ihre Stundenrechnung mir leichter zu eigen machte. Gegenüberstehendes Bild kann davon einen Begriff geben. Der innere Kreis bedeutet unsere vier und zwanzig Stunden, von Mitternacht zu Mitternacht, in zweymal zwölf getheilt, wie wir zählen und unsere Uhren sie zeigen. Der mittlere Kreis deutet an, wie die Glocken in der jetzigen Jahreszeit hier

schlagen, nämlich gleichfalls zweymal bis Zwölf in Vier und zwanzig Stunden, allein dergestalt, daß es Eins schlägt, wenn es bey uns Acht schlüge und so fort bis Zwölfe voll sind.

Morgens Acht Uhr nach unserm Zeiger schlägt es wieder Eins u. s. f. Der oberste Kreis zeigt nun endlich, wie bis Vier und zwanzig im Leben gezählt wird. Ich höre z. B. in der Nacht Sieben schlagen und weiß daß Mitternacht um Fünf ist, so ziehe ich diese Zahl von jener ab, und habe also Zwey Uhr Nachmitternacht. Hör' ich am Tage Sieben schlagen und weiß daß auch Mittag um Fünf Uhr ist, so verfahre ich eben so und habe Zwey Uhr Nachmittag. Will ich aber die Stunden nach hiesiger Weise aussprechen, so muß ich wissen daß Mittag Siebenzehn Uhr ist, hiezu füge ich noch die Zwey und sage Neunzehn Uhr. Wenn man dieß zum erstenmal hört und überdenkt, so scheint es höchst verworren und schwer durchzuführen;

man wird es aber gar bald gewohnt und findet diese Beschäftigung unterhaltend, wie sich auch das Volk an dem ewigen hin und wieder Rechnen ergötzt, wie Kinder an leicht zu überwindenden Schwierigkeiten. Sie haben ohnedieß immer die Finger in der Luft, rechnen alles im Kopfe, und machen sich gern mit Zahlen zu schaffen. Ferner ist dem Inländer die Sache so viel leichter, weil er sich um Mittag und Mitternacht eigentlich nicht bekümmert und nicht, wie der Fremde in diesem Lande thut, zwey Zeiger mit einander vergleicht. Sie zählen nur von Abend die Stunden wie sie schlagen, am Tag addiren sie die Zahl zu der ihnen bekannten abwechselnden Mittagszahl. Das weitere erläutern die der Figur beygefügten Anmerkungen.

Verona, den 17. September.

Das Volk rührt sich hier sehr lebhaft durch einander, besonders in einigen Straßen, wo Kaufläden und Handwerksbuden an einander stoßen, sieht es recht lustig aus. Da ist nicht etwa eine Thür vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein, die ganze Breite des Hauses ist offen, man sieht bis in die Tiefe und alles was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuster ziehen und pochen alle halb auf der Gasse; ja die Werkstätte machen einen Theil der Straße. Abends wenn Lichter brennen sieht es recht lebendig.

Auf den Plätzen ist es an Markttagen sehr voll. Gemüse und Früchte unübersehlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzenslust. Uebrigens schreien, schäkern und singen sie den ganzen Tag, werfen und balgen sich, jauch-

zen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung, läßt sie leicht leben. Alles was nur kann, ist unter freyem Himmel.

Nachts geht nun das Singen und Lärmen recht an. Das Liedchen von Marlborough hört man auf allen Straßen, dann ein Hackebret, eine Violine. Sie üben sich alle Vögel mit Pfeifen nachzumachen. Die wunderlichsten Töne brechen überall hervor. Ein solches Uebergefühl des Daseyns verleiht ein mildes Clima auch der Armuth, und der Schatten des Volks scheint selbst noch ehrwürdig.

Die uns so sehr auffallende Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuser entspringt auch daher: sie sind immer draußen und in ihrer Sorglosigkeit denken sie an nichts. Dem Volk ist alles recht und gut, der Mittelmann lebt auch von einem Tag zum andern, der Reiche und Vornehme schließt sich in seine Wohnung, die eben auch nicht so

wohnlich ist wie in Norden. Ihre Gesellschaften halten sie in öffentlichen Versammlungshäusern. Vorhöfe und Säulengänge sind alle mit Unrath besudelt, und es geht ganz natürlich zu. Das Volk fühlt sich immer vor. Der Reiche kann reich seyn, Palläste bauen, der Nobile darf regieren, aber wenn er einen Säulengang, einen Vorhof anlegt, so bedient sich das Volk dessen zu seinem Bedürfniß und es hat kein dringenderes, als das so schnell wie möglich los zu werden, was es so häufig als möglich zu sich genommen hat. Will einer das nicht leiden, so muß er nicht den großen Herrn spielen, d. h. er muß nicht thun als wenn ein Theil seiner Wohnung dem Publikum angehöre, er macht seine Thüre zu und so ist es auch gut. An öffentlichen Gebäuden läßt sich das Volk sein Recht nun gar nicht nehmen, und das ist's, worüber der Fremde durch ganz Italien Beschwerde führt.

Ich betrachtete heut, auf mancherley Wegen durch die Stadt, die Tracht und die Manieren besonders des Mittelstandes, der sich sehr häufig und geschäftig zeigt. Sie schlenkern im Gehen alle mit den Armen. Personen von einem höhern Stande, die bey gewissen Gelegenheiten einen Degen tragen, schlenkern nur mit Einem, weil sie gewohnt sind den Linken still zu halten.

Obgleich das Volk seinen Geschäften und Bedürfnissen sehr sorglos nachgeht, so hat es doch auf alles Fremde ein scharfes Auge. So konnt' ich die ersten Tage bemerken, daß jedermann meine Stiefeln betrachtete, da man sich derselben als einer theuern Tracht, nicht einmal im Winter bedient. Jetzt da ich Schuh und Strümpfe trage, sieht mich niemand mehr an. Aber merkwürdig war mir's, daß heute früh, da sie alle mit Blumen, Gemüse, Knoblauch und so vielen andern Markterzeugnissen durch einander liefen, ihnen der

Cypressenzweig nicht entging, den ich in der Hand trug. Einige grüne Zapfen hingen daran und daneben hielt ich blühende Capern-zweige. Sie sahen alle, Groß und Klein, mir auf die Finger, und schienen wunderliche Gedanken zu haben.

Diese Zweige bracht' ich aus dem Garten Giusti, der eine treffliche Lage und ungeheure Cypressen hat, die alle pfriemenartig in die Luft stehen. Wahrscheinlich sind die spitz zu-geschnittenen Taxus der nordischen Gartenkunst Nachahmungen dieses herrlichen Naturpro-ducts. Ein Baum dessen Zweige von unten bis oben, die ältesten wie die jüngsten, gen Himmel streben, der seine dreyhundert Jahre dauert, ist wohl der Verehrung werth. Der Zeit nach da der Garten angelegt worden, haben diese schon ein so hohes Alter erreicht.

Vicenz, den 19. September.

Der Weg von Verona hieher ist sehr angenehm, man fährt nordostwärts an den Gebirgen hin und hat die Vorderberge die aus Sand, Kalk, Thon, Mergel bestehen, immer linkerhand; auf den Hügeln die sie bilden liegen Orte, Schlösser, Häuser. Rechts verbreitet sich die weite Fläche durch die man fährt. Der gerade, gut unterhaltene, breite Weg geht durch fruchtbares Feld, man blickt in tiefe Baumreihen, an welchen die Reben in die Höhe gezogen sind, die sodann, als wären es luftige Zweige, herunter fallen. Hier kann man sich eine Idee von Festonen bilden! Die Trauben sind zeitig und beschweren die Ranken, die lang und schwankend niederhängen. Der Weg ist voll Menschen aller Art und Gewerbes, besonders freuten mich die Wagen mit niedrigen, tellerartigen Rädern, die, mit

vier Ochsen bespannt, große Kufen hin und wieder führen, in welchen die Weintrauben aus den Gärten geholt und gestampft werden. Die Führer standen, wenn sie leer waren, drinnen, es sah einem bacchischen Triumphzug ganz ähnlich. Zwischen den Weinreihen ist der Boden zu allerley Arten Getraide, besonders zu Türkischkorn und Sörgel benutzt.

Kommt man gegen Vicenz, so steigen wieder Hügel von Norden nach Süden auf, sie sind vulkanisch, sagt man, und schließen die Ebene. Viçenz liegt an ihrem Fuße und wenn man will, in einem Busen den sie bilden.

Vicenz, den 19. September.

Vor einigen Stunden bin ich hier angekommen, habe schon die Stadt durchlaufen, das Olympische Theater und die Gebäude des Palladio gesehen. Man hat ein sehr artiges Büchelchen mit Kupfern zur Bequemlichkeit der Fremden herausgegeben mit einem kunstverständigen Texte. Wenn man nun diese Werke gegenwärtig sieht, so erkennt man erst den großen Werth derselben, denn sie sollen ja durch ihre wirkliche Größe und Körperlichkeit das Auge füllen, und durch die schöne Harmonie ihrer Dimensionen nicht nur in abstracten Aufrissen, sondern mit dem ganzen perspectivischen Vordringen und Zurückweichen den Geist befriedigen; und so sag' ich vom Palladio: er ist ein recht innerlich und von innen heraus großer Mensch gewesen. Die höchste Schwierigkeit mit der dieser Mann,

wie alle neuere Architecten zu kämpfen hatte, ist die schickliche Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunst: denn Säulen und Mauern zu verbinden bleibt doch immer ein Widerspruch. Aber wie er das unter einander gearbeitet hat, wie er durch die Gegenwart seiner Werke imponirt und vergessen macht, daß er nur überredet! Es ist wirklich etwas Göttliches in seinen Anlagen, völlig wie die Form des großen Dichters der aus Wahrheit und Lüge ein drittes bildet, dessen erborgtes Daseyn uns bezaubert.

Das Olympische Theater ist ein Theater der Alten im Kleinen realisirt, und unaussprechlich schön, aber gegen die unsrigen kömmt mir's vor, wie ein vornehmes, reiches, wohlgebildetes Kind, gegen einen klugen Weltmenschen, der weder so vornehm, noch so reich, noch wohlgebildet, besser weiß, was er mit seinen Mitteln bewirken kann.

Betrachtet man nun hier am Orte die herrlichen Gebäude, die jener Mann aufführte, und sieht wie sie schon durch das enge schmutzige Bedürfniß der Menschen entstellt sind, wie die Anlagen meist über die Kräfte der Unternehmer waren, wie wenig diese köstlichen Denkmale eines hohen Menschengeistes zu dem Leben der übrigen passen; so fällt einem denn doch ein, daß es in allem andern eben so ist: denn man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daseyns zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Mährchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen forthelfend, sie verschlechtert, da ist man ihr Mann und darum gefällt sich die neuere Zeit in so viel Abgeschmacktem. Ich sage das nicht um meine Freunde herunter zu setzen, ich sage nur daß sie so sind und daß man sich nicht verwundern muß, wenn alles ist, wie es ist.

Wie sich die Basilica des Palladio neben einem alten mit ungleichen Fenstern übersäten castellähnlichen Gebäude ausnimmt, welches der Baumeister zusammt dem Thurm gewiß weg gedacht hat, ist nicht auszudrücken und ich muß mich schon auf eine wunderliche Weise zusammenfassen: denn ich finde auch hier, leider gleich! das was ich fliehe und suche neben einander.

Den 20. September.

Gestern war Oper, sie dauerte bis nach Mitternacht und ich sehnte mich zu ruhen. Die drey Sultaninnen und die Entführung aus dem Serail haben manche Fetzen hergegeben, woraus das Stück mit weniger Klugheit zusammengeflickt ist. Die Musik hört sich bequem an, ist aber wahrscheinlich von einem Liebhaber, kein neuer Gedanke der mich getroffen hätte. Die Ballette dagegen sind

allerliebst. Das Hauptpaar tanzte eine Allemande, daß man nichts Zierlichers sehen konnte.

Das Theater ist neu, lieblich, schön, modest-prächtig, alles uniform, wie es einer Provinzialstadt geziemt, jede Loge hat ihren übergeschlagenen, gleichfarbigen Teppich, die des Kapitan-Grande ist nur durch einen etwas längern Ueberhang ausgezeichnet.

Die erste Sängerin, vom ganzen Volke sehr begünstigt, wird, wie sie auftritt, entsetzlich beklatscht, und die Vögel stellen sich vor Freuden ganz ungebärdig wenn sie etwas recht gut macht, welches sehr oft geschieht. Es ist ein natürlich Wesen, hübsche Figur, schöne Stimme, ein gefällig Gesicht und von einem recht honetten Anstand; in den Armen könnte sie etwas mehr Grazie haben. Indessen komme ich denn doch nicht wieder, ich fühle daß ich zum Vogel verdorben bin.

Den 21. September.

Heute besuchte ich Doctor Tura; wohl fünf Jahre hat er sich mit Leidenschaft auf die Pflanzenkunde gelegt, ein Herbarium der Italiänischen Flora gesammelt, unter dem vorigen Bischof einen botanischen Garten eingerichtet. Das ist aber alles hin. Medizinische Praxis vertrieb die Naturgeschichte, das Herbarium wird von Würmern gespeist, der Bischof ist todt und der botanische Garten wieder, wie billig, mit Kohl und Knoblauch bepflanzt.

Doctor Tura ist ein gar feiner guter Mann. Er erzählte mir mit Offenheit, Seelenreinheit und Bescheidenheit seine Geschichte und sprach überhaupt sehr bestimmt und gefällig, hatte aber nicht Lust seine Schränke aufzuthun, die vielleicht in keinem präsenta-

blen Zustande seyn mochten. Der Discurs kam bald ins Stocken.

Den 21. September Abends.

Ich ging zum alten Baumeister Scamozzi, der des Palladio Gebäude herausgegeben hat, und ein wackerer, leidenschaftlicher Künstler ist. Er gab mir einige Anleitung, vergnügt über meine Theilnahme. Unter den Gebäuden des Palladio ist eins, für das ich immer eine besondere Vorliebe hatte, es soll seine eigne Wohnung gewesen seyn; aber in der Nähe ist es weit mehr als man im Bilde sieht. Ich möchte es gezeichnet und mit den Farben illuminirt haben, die ihm das Material und das Alter gegeben. Man muß aber nicht denken, daß der Baumeister sich einen Pallast errichtet habe. Es ist das bescheidenste Haus von der Welt, hat nur zwey Fenster, die durch einen breiten Raum, der das

dritte Fenster vertrüge, ab esondert sind. Wollte man es zum Gemälde nachbilden, so daß die Nachbarhäuser mit vorgestellt würden, so wäre auch das vergnüglich anzusehen, wie es zwischen sie eingeschaltet ist. Das hätte Canalett malen sollen.

Heute besuchte ich das, eine halbe Stunde von der Stadt auf einer angenehmen Höhe liegende Prachthaus, die Rotonda genannt. Es ist ein viereckiges Gebäude, das einen runden, von oben erleuchteten Saal in sich schließt. Von allen vier Seiten steigt man auf breiten Treppen hinan und gelangt jedesmal in eine Vorhalle, die von sechs corinthischen Säulen gebildet wird. Vielleicht hat die Baukunst ihren Luxus niemals höher getrieben. Der Raum den die Treppen und Vorhallen einnehmen, ist viel größer als der des Hauses selbst: denn jede einzelne Seite würde als Ansicht eines Tempels befriedigen.

Inwendig kann man es wohnbar aber nicht wöhnlich nennen. Der Saal ist von der schönsten Proportion, die Zimmer auch; aber zu den Bedürfnissen eines Sommeraufenthalts einer vornehmen Familie würden sie kaum hinreichen. Dafür sieht man es auch in der ganzen Gegend, von allen Seiten, sich auf das herrlichste darstellen. Die Mannigfaltigkeit ist groß, in der sich seine Hauptmasse zugleich mit den vorspringenden Säulen vor dem Auge der Umherwandlenden bewegt, und die Absicht des Besitzers ist vollkommen erreicht, der ein großes Fideicommißgut und zugleich ein sinnliches Denkmal seines Vermögens hinterlassen wollte. Und wie nun das Gebäude von allen Punkten der Gegend in seiner Herrlichkeit gesehen wird, so ist die Aussicht von daher gleichfalls die angenehmste. Man sieht den Bachilione fließen, Schiffe, von Verona herab, gegen die Brenta führend, dabey überschaut man die weiten Besitzungen, welche Marchese Capra unzertrennt bey seiner

Familie erhalten wollte. Die Inschriften der vier Giebelseiten die zusammen eine ganze ausmachen, verdienen wohl aufgezeichnet zu werden:

Marcus Capra Gabrielis filius
qui aedes has
arctissimo primogeniturae gradui subjecit
una cum omnibus
censibus agris vallibus et collibus
citra viam magnam
memoriae perpetuae mandans haec
dum sustinet ac abstinet.

Der Schluß besonders ist seltsam genug, ein Mann, dem so viel Vermögen und Wille zu Gebote stand, fühlt noch, daß er dulden und entbehren müsse. Das kann man mit geringerm Aufwand lernen.

Den 22. September.

Heute Abend war ich in einer Versammlung welche die Akademie der Olympier hielt. Ein Spielwerk, aber ein recht gutes, es erhält noch ein Bißchen Salz und Leben unter den Leuten. Ein großer Saal neben dem Theater des Palladio, anständig erleuchtet, der Capitan und ein Theil des Adels zugegen, übrigens durchaus ein Publikum von gebildeten Personen, viele Geistliche, zusammen ohngefähr fünfhundert.

Die von dem Präsidenten für die heutige Sitzung aufgegebene Frage, war: ob Erfindung oder Nachahmung den schönen Künsten mehr Vortheil gebracht habe? Der Einfall war glücklich genug, denn wenn man die in der Frage liegende Alternative trennt, so läßt sich hundert Jahre hinüber und herüber

sprechen. Auch haben sich die Herrn Akademiker dieser Gelegenheit weidlich bedient und in Prosa und Versen mancherley hervorgebracht, worunter viel Gutes.

Sodann ist es das lebendigste Publikum. Die Zuhörer riefen bravo, klatschten und lachten. Wenn man auch vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte! Wir geben unser Bestes schwarz auf weiß: jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knopert daran wie er kann.

Es läßt sich denken daß Palladio auch dießmal an allen Orten und Enden war, es mochte von Erfinden oder Nachahmen die Rede seyn. Zuletzt, wo immer das Scherzhafteste gefordert wird, hatte einer den glücklichen Einfall zu sagen: die andern hätten ihm den Palladio weggenommen, er wolle dagegen den Franceschini loben, den großen Seidenfabrikanten. Nun fing er an zu zei-

gen, was die Nachahmung der Lioner und Florentiner Stoffe, diesem tüchtigen Unternehmer und durch ihn der Stadt Vicenz für Vortheil gebracht habe, woraus erfolge, daß die Nachahmung weit über die Erfindung erhaben sey. Und dieß geschah mit so gutem Humor, daß ein ununterbrochenes Gelächter erregt ward. Ueberhaupt fanden die welche für die Nachahmung sprachen, mehr Beyfall, denn sie sagten lauter Dinge, wie sie der Haufen denkt und denken kann. Einmal gab das Publikum mit großem Händeklatschen einem recht groben Sophism seinen herzlichen Beyfall, da es viele gute ja treffliche Sachen zu Ehren der Erfindung nicht gefühlt hatte. Es freut sehr auch dieses erlebt zu haben, und dann ist es höchst erquickend den Palladio, nach so viel Zeit immer noch als Polarstern und Musterbild von seinen Mitbürgern verehrt zu sehen.

Den 22. September.

Heute früh war ich in Tiene, das nordwärts gegen die Gebirge liegt, wo ein neu Gebäude nach einem alten Risse aufgeführt wird, wobey wenig zu erinnern seyn möchte. So ehrt man hier alles aus der guten Zeit und hat Sinn genug, nach einem geerbten Plan, ein frisches Gebäude aufzuführen. Das Schloß liegt ganz trefflich in einer großen Plaine, die Kalkalpen ohne Zwischengebirg hinter sich. Vom Gebäude her, neben der schnurgeraden Chaussee, fließt zu beyden Seiten lebendiges Wasser dem Kommenden entgegen und wässert die weiten Reisfelder durch die man fährt.

Ich habe nun erst die zwey italiänischen Städte gesehen und mit wenig Menschen gesprochen, aber ich kenne meine Italiäner schon

gut. Sie sind wie Hofleute die sich fürs erste Volk in der Welt halten und bey gewissen Vortheilen, die man ihnen nicht läugnen kann, sich's ungestraft und bequem einbilden können. Mir erscheinen die Italiäner als eine recht gute Nation: man muß nur die Kinder und die gemeinen Leute sehen wie ich sie jetzt sehe und sehen kann, da ich ihnen immer ausgesetzt bin, und mich ihnen immer aussetze. Und was das für Figuren und Gesichter sind!

Besonders muß ich die Vicentiner loben, daß man bey ihnen die Vorrechte einer großen Stadt genießt. Sie sehen einen nicht an, man mag machen was man will; wendet man sich jedoch an sie, dann sind sie gesprächig und anmuthig, besonders wollen mir die Frauen sehr gefallen. Die Veroneserinnen will ich nicht schelten, sie haben eine gute Bildung und entschiedene Profile; aber meistens bleich und der Zendal thut ihnen Schaden, weil man unter der schönen Tracht auch etwas

Reizendes sucht. Hier aber finde ich gar hübsche Wesen, besonders eine schwarzlockige Sorte, die mir ein eigenes Interesse einflößt. Es giebt auch noch eine blonde, die mir aber nicht so behagen will.

Padua, den 26. September Abends.

In vier Stunden bin ich heute von Vicenz herübergefahren, auf ein einsitziges Chaischen, Sediola genannt, mit meiner ganzen Existenz gepackt. Man fährt sonst bequem in vierthalb Stunden, da ich aber den köstlichen Tag gern unter freyem Himmel genießen wollte, so war es mir angenehm, daß der Vetturin hinter seiner Schuldigkeit zurück blieb. Man fährt in der fruchtbarsten Ebene immer südostwärts, zwischen Hecken und Bäumen, ohne weitere Aussicht, bis man endlich die schönen Gebirge, von Osten gegen Süden streichend, zur rechten Hand sieht. Die Fülle

der Pflanzen- und Fruchtgehänge, über Mauern und Hecken, an Bäumen herunter, ist unbeschreiblich. Kürbisse beschweren die Dächer, und die wunderlichsten Gurken hängen an Latten und Spalieren.

Die herrliche Lage der Stadt konnte ich vom Observatorium aufs klärste überschauen. Gegen Norden, Tyroler Gebirge, beschneyt, in Wolken halb versteckt, an die sich in Nord-West die Vicentinischen anschließen, endlich gegen Westen die näheren Gebirge von Este, deren Gestalten und Vertiefungen man deutlich sehen kann. Gegen Süd-Ost ein grünes Pflanzenmeer, ohne eine Spur von Erhöhung, Baum an Baum, Busch an Busch, Pflanzung an Pflanzung, unzählige weiße Häuser, Villen und Kirchen aus dem Grünen hervorblickend. Am Horizont sah ich ganz deutlich den Markusthurm zu Venedig und andere geringere Thürme.

Padua, den 27. September.

Endlich hab' ich die Werke des Palladio erlangt, zwar nicht die Original-Ausgabe, die ich in Vicenz gesehen, deren Tafeln in Holz geschnitten sind, aber eine genaue Copie, ja ein fac simile in Kupfer, veranstaltet durch einen vortrefflichen Mann, den ehemaligen englischen Consul Smith in Venedig. Das muß man den Engländern lassen, daß sie von langeher das Gute zu schätzen wußten, und daß sie eine grandiose Art haben es zu verbreiten.

Bey Gelegenheit dieses Ankaufs betrat ich einen Buchladen, der in Italien ein ganz eigenes Ansehen hat. Alle Bücher stehen geheftet umher und man findet den ganzen Tag über gute Gesellschaft. Was von Weltgeistlichen, Edelleuten, Künstlern einigermaßen mit der Literatur verwandt ist, geht hier auf und ab. Man verlangt ein Buch, schlägt nach,

liest und unterhält sich wie es kommen will. So fand ich etwa ein halb Dutzend beysammen, welche sämmtlich, als ich nach den Werken des Palladio fragte, auf mich aufmerksam wurden. Indeß der Herr des Ladens das Buch suchte, rühmten sie es und gaben mir Notiz von dem Originale und der Copie, sie waren mit dem Werke selbst und dem Verdienst des Verfassers sehr wohl bekannt. Da sie mich für einen Architecten hielten, lobten sie mich, daß ich vor allen andern zu den Studien dieses Meisters schritte, er leiste zu Gebrauch und Anwendung mehr als Vitruv selbst, denn er habe die Alten und das Alterthum gründlich studirt und es unsern Bedürfnissen näher zu führen gesucht. Ich unterhielt mich lange mit diesen freundlichen Männern, erfuhr noch einiges, die Denkwürdigkeiten der Stadt betreffend, und empfahl mich.

Da man denn doch einmal den Heiligen Kirchen gebaut hat, so findet sich auch wohl

darin ein Platz, wo man vernünftige Menschen aufstellen kann. Die Büste des Cardinals Bembo steht zwischen Jonischen Säulen, ein schönes, wenn ich so sagen soll, mit Gewalt in sich gezogenes Gesicht und ein mächtiger Bart; die Inschrift lautet:

Petri Bembi Card. imaginem Hier. Guerinus Ismeni f. in publico ponendam curavit ut cujus Ingenii monumenta aeterna sint ejus corporis quoque memoria ne a posteritate desideretur.

Das Universitätsgebäude hat mich mit aller seiner Würde erschreckt. Es ist mir lieb, daß ich darin nichts zu lernen hatte. Eine solche Schulenge denkt man sich nicht, ob man gleich als Studiosus deutscher Akademien auf den Hörbänken auch manches leiden müssen. Besonders ist das anatomische Theater ein Muster, wie man Schüler zusammen pressen soll. In einem spitzen hohen Trichter sind die Zuhörer über einander geschichtet. Sie sehen steil herunter auf den engen Boden wo

der Tisch steht auf den kein Licht fällt, deshalb der Lehrer bey Lampenschein demonstriren muß. Der botanische Garten ist desto artiger und munterer. Es können viele Pflanzen auch den Winter im Lande bleiben, wenn sie an Mauern oder nicht weit davon gesetzt sind. Man überbaut alsdann das Ganze zu Ende des Oktobers, und heitzt die wenigen Monate. Es ist erfreuend und belehrend unter einer Vegetation umherzugehen die uns fremd ist. Bey gewohnten Pflanzen, so wie bey andern längst bekannten Gegenständen, denken wir zuletzt gar nichts, und was ist Beschauen ohne Denken. Hier in dieser neu mir entgegen tretenden Mannigfaltigkeit, wird jener Gedanke immer lebendiger: daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne. Hiedurch würde es allein möglich werden, Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen, welches, wie mich dünkt, bisher sehr willkührlich geschieht. Auf diesem Punkte bin ich in meiner botanischen Philo-

sophie stecken geblieben und ich sehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieses Geschäfts scheint mir völlig gleich.

Der große Platz, Prato della Valle genannt, ist ein sehr weiter Raum, wo der Haupt-Markt im Juny gehalten wird. Hölzerne Buden in seiner Mitte geben freylich nicht das vortheilhafteste Ansehn, die Einwohner aber versichern, daß man auch bald hier eine Fiera von Stein, wie die zu Verona sehen werde. Hiezu giebt freylich schon jetzt die Umgebung des Platzes gegründete Hoffnung, welche einen sehr schönen und bedeutenden Anblick gewährt.

Ein ungeheures Oval ist ringsum mit Statuen besetzt, alle berühmte Männer vorstellend welche hier gelehrt und gelernt haben. Einem jeden Einheimischen und Fremden ist erlaubt, irgend einem Landsmann oder Verwandten hier eine Bildsäule von bestimm-

ter Größe zu errichten, sobald das Verdienst der Person und der akademische Aufenthalt zu Padua bewiesen ist.

Um das Oval umher geht ein Wassergraben. Auf den vier Brücken die hinaufführen stehen Päpste und Dogen colossal, die übrigen, kleiner, sind von Zünften, Particuliers und Fremden gesetzt. Der König von Schweden ließ Gustav Adolphen hinstellen, weil man sagt, derselbe habe einmal in Padua eine Lection angehört. Der Erzherzog Leopold erneuerte das Andenken Petrarchs und Galiläis. Die Statuen sind in einer braven modernen Manier gemacht, wenige übermanierirt, einige recht natürlich, sämmtlich im Costum ihrer Zeit und Würden. Die Inschriften sind auch zu loben. Es findet sich nichts abgeschmacktes oder kleinliches darunter.

Auf jeder Universität wäre der Gedanke sehr glücklich gewesen, auf dieser ist er am

glücklichsten, weil es sehr wohlthut eine völlige Vergangenheit wieder hervorgerufen zu sehen. Es kann ein recht schöner Platz werden, wenn sie die hölzerne Fiera wegschaffen und eine von Stein erbauen, wie der Plan seyn soll.

In dem Versammlungsorte einer dem heiligen Antonius gewidmeten Brüderschaft sind ältere Bilder, welche an die alten Deutschen erinnern, dabey auch einige von Titian, wo schon der große Fortschritt merklich ist, den über die Alpen niemand für sich gethan hat. Gleich darauf sah ich einiges von den neusten. Diese Künstler haben, da sie das hohe Ernste nicht mehr erreichen konnten, das humoristische sehr glücklich getroffen. Die Enthauptung Johannes von Piazetta ist, wenn man des Meisters Manier zugiebt, in diesem Sinne ein recht braves Bild. Johannes kniet, die Hände vor sich hinfaltend, mit dem rechten Knie an einen Stein. Er sieht gen

Himmel. Ein Kriegsknecht der ihn hinten gebunden hält, biegt sich an der Seite herum und sieht ihm ins Gesicht, als wenn er über die Gelassenheit erstaunte womit der Mann sich hingiebt. In der Höhe steht ein anderer, der den Streich vollführen soll, hat aber das Schwerdt nicht, sondern macht nur mit den Händen die Gebärde, wie einer der den Streich zum voraus versuchen will. Das Schwerdt zieht unten ein dritter aus der Scheide. Der Gedanke ist glücklich, wenn auch nicht groß, die Composition frappant und von der besten Wirkung.

In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde von Mantegna gesehen, einem der älteren Maler, vor dem ich erstaunt bin. Was in diesen Bildern für eine scharfe, sichere Gegenwart dasteht! Von dieser ganz wahren, nicht etwa scheinbaren, effectlügenden, bloß zur Einbildungskraft sprechenden, sondern derben, reinen, lichten, ausführlichen,

gewissenhaften, zarten, umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas strenges, emsiges, mühsames hatte, gingen die folgenden Maler aus, wie ich an Bildern von Tizian bemerkte, und nun konnte die Lebhaftigkeit ihres Genies, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste ihrer Vorfahren, auferbaut durch ihre Kraft, immer höher und höher steigen, sich von der Erde heben und himmlische aber wahre Gestalten hervorbringen. So entwickelte sich die Kunst, nach der barbarischen Zeit.

Der Audienzsaal des Rathhauses, mit Recht durch das Augmentativum Salone betitelt, das ungeheuerste abgeschlossene Gefäß das man sich nicht vorstellen, auch nicht einmal in der nächsten Erinnerung zurückrufen kann. Dreyhundert Fuß lang, hundert Fuß breit und bis in das der Länge nach ihn deckende Gewölbe hundert Fuß hoch. So gewohnt sind diese Menschen im Freyen zu le-

ben, daß die Baumeister einen Marktplatz zu überwölben fanden.

Und es ist keine Frage, daß der ungeheuere überwölbte Raum eine eigene Empfindung giebt. Es ist ein abgeschloßnes Unendliches, dem Menschen analoger als der Sternhimmel. Dieser reißt uns aus uns selbst hinaus, jener drängt uns, auf die gelindeste Weise, in uns selbst zurück.

So verweil' ich auch gern in der Kirche der heiligen Justine. Diese vierhundert fünf und achtzig Fuß lang, verhältnißmäßig hoch und breit, groß und einfach gebaut. Heut Abend setzt' ich mich in einen Winkel und hatte meine stille Betrachtung; da fühlt' ich mich recht allein, denn kein Mensch in der Welt, der in dem Augenblick an mich gedacht hätte, würde mich hier gesucht haben.

Nun wäre auch hier wieder einmal eingepackt, morgen früh geht es zu Wasser auf

der Brenta fort. Heute hat's geregnet, nun ist's wieder ausgehellt und ich hoffe die Lagunen, und die dem Meer vermählte Herrscherin, bey schöner Tageszeit zu erblicken, und aus ihrem Schooß meine Freunde zu begrüßen.

V e n e d i g.

So stand es denn im Buche des Schick-sals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786 den acht und zwanzigsten September, Abends, nach unserer Uhr um fünfe, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken, und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik betreten und besuchen sollte. So ist denn auch, Gott sey Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Wortschällen, geängstiget hat.

Als die erste Gondel an das Schiff anfuhr, (es geschieht um Passagiere welche Eil haben, geschwinder nach Venedig zu bringen,)

erinnerte ich mich eines frühen Kinderspielzeuges, an das ich vielleicht seit zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater besaß ein schönes mitgebrachtes Gondelmodell, er hielt es sehr werth, und mir ward es hoch angerechnet, wenn ich einmal damit spielen durfte. Die ersten Schnäbel von blankem Eisenblech, die schwarzen Gondelkäfige, alles grüßte mich wie eine alte Bekanntschaft, ich genoß einen langentbehrten freundlichen Jugendeindruck.

Ich bin gut logirt in der Königin von England, nicht weit vom Markusplatze, und dieß ist der größte Vorzug des Quartiers; meine Fenster gehen auf einen schmalen Kanal zwischen hohen Häusern, gleich unter mir eine einbogige Brücke, und gegenüber ein schmales belebtes Gäßchen. So wohne ich und so werde ich eine Zeitlang bleiben, bis mein Paquet für Deutschland fertig ist, und bis ich mich am Bilde dieser Stadt satt ge-

sehen habe. Die Einsamkeit nach der ich oft so sehnsuchtvoll geseufzt, kann ich nun recht genießen, denn nirgends fühlt man sich einsamer als im Gewimmel, wo man sich allen ganz unbekannt durchdrängt. In Venedig kennt mich vielleicht nur Ein Mensch, und der wird mir nicht gleich begegnen.

Venedig, den 28. September 1786.

Wie es mir von Padua hierher gegangen, nur mit wenig Worten: die Fahrt auf der Brenta, mit dem öffentlichen Schiffe, in gesitteter Gesellschaft, da die Italiäner sich vor einander in Acht nehmen, ist anständig und angenehm. Die Ufer sind mit Gärten und Lusthäusern geschmückt, kleine Ortschaften treten bis an's Wasser, theilweise geht die belebte Landstraße daran hin. Da man schleusenweis den Fluß hinabsteigt, giebt es öfters einen kleinen Aufhalt, den man benutzen

kann, sich auf dem Lande umzusehen und die reichlich angebotenen Früchte zu genießen. Nun steigt man wieder ein und bewegt sich durch eine bewegte Welt voll Fruchtbarkeit und Leben.

Zu so viel abwechselnden Bildern und Gestalten, gesellte sich noch eine Erscheinung, die, obgleich aus Deutschland abstammend, doch hier ganz eigentlich an ihrem Platze war, zwey Pilger nämlich, die ersten die ich in der Nähe sah. Sie haben das Recht mit dieser öffentlichen Gelegenheit umsonst weiter gebracht zu werden; allein weil die übrige Gesellschaft ihre Nähe scheut, so sitzen sie nicht mit in dem bedeckten Raume, sondern hinten bey dem Steuermann. Als eine, in der gegenwärtigen Zeit seltene Erscheinung, wurden sie angestaunt, und, weil früher unter dieser Hülle manch Gesindel umhertrieb, wenig geachtet. Als ich vernahm, daß es Deutsche seyen, keiner andern Sprache mäch-

tig, gesellte ich mich zu ihnen und vernahm, daß sie aus dem Paderbornischen herstammten. Beydes waren Männer schon über funfzig, von dunkler aber gutmüthiger Physiognomie. Sie hatten vor allem das Grab der heiligen drey Könige zu Cöln besucht, waren sodann durch Deutschland gezogen, und nun auf dem Wege, zusammen bis Rom und sodann ins obere Italien zurückzugehen, da denn der eine wieder nach Westphalen zu wandern, der andere aber noch den heiligen Jacob zu Compostell zu verehren gedachte.

Ihre Kleidung war die bekannte, doch sahen sie aufgeschürzt viel besser aus als wir sie in langen Taffetkleidern auf unsern Redouten vorzustellen pflegen. Der große Kragen, der runde Hut, der Stab und die Muschel, als das unschuldigste Trinkgeschirr, alles hatte seine Bedeutung, seinen unmittelbaren Nutzen, die Blechkapsel enthielt ihre Päße. Das merkwürdigste aber waren ihre kleinen

rothsaffianen Brieftaschen, in diesen befand sich alles kleine Geräthe, was nur irgend einem einfachen Bedürfniß abzuhelfen geneigt seyn mochte. Sie hatten dieselben hervorgezogen, indem sie an ihren Kleidern etwas zu flicken fanden.

Der Steuermann höchst zufrieden daß er einen Dolmetscher fand, ließ mich verschiedene Fragen an sie thun, dadurch vernahm ich manches von ihren Ansichten, besonders aber von ihrer Reise. Sie beklagten sich bitterlich über ihre Glaubensgenossen, ja Weltpriester und Klostergeistliche. Die Frömmigkeit, sagten sie, müsse eine sehr seltene Sache seyn, weil man an die ihrige nirgends glauben wolle, sondern sie fast durchaus, ob sie gleich die ihnen vorgeschriebene geistliche Marschroute und die bischöfflichen Pässe vorgezeigt, in katholischen Landen wie Landstreicher behandle. Sie erzählten dagegen mit Rührung, wie gut sie von den Protestanten aufgenom-

men worden, besonders von einem Landgeistlichen in Schwaben, vorzüglich aber von seiner Frau, welche den einigermaßen widerstrebenden Mann dahin vermocht, daß sie ihnen reichliche Erquickung zutheilen dürfen, welche ihnen sehr Noth gethan. Ja beym Abschiede habe sie ihnen einen Conventions-Thaler geschenkt, der ihnen sehr zu statten gekommen sobald sie das katholische Gebiet wieder betreten. Hierauf sagte der eine mit aller Erhebung deren er fähig war: wir schließen diese Frau aber auch täglich in unser Gebet ein und bitten Gott daß er ihre Augen öffne, wie er ihr Herz für uns geöffnet hat, daß er sie, wenn auch spät, aufnehme in den Schooß der allein seligmachenden Kirche. Und so hoffen wir gewiß ihr dereinst im Paradies zu begegnen.

Von diesem allen erklärte ich was nöthig und nützlich war auf der kleinen Steige sitzend die auf das Verdeck führt, dem Steuermanne

und einigen andern Personen, die sich aus der Kajüte in den engen Raum gedrängt hatten. Den Pilgern wurden einige ärmliche Erquickungen gereicht, denn der Italiäner liebt nicht zu geben. Sie zogen hierauf kleine geweihte Zeddel hervor, worauf zu sehen das Bild der heiligen drey Könige, nebst lateinischen Gebeten zur Verehrung. Die guten Menschen baten mich, die kleine Gesellschaft damit zu beschenken, und ihr den hohen Werth dieser Blätter begreiflich zu machen. Dieses gelang mir auch ganz gut, denn als die beyden Männer sehr verlegen schienen, wie sie in dem großen Venedig das zur Aufnahme der Pilger bestimmte Kloster ausfinden sollten, so versprach der gerührte Steuermann, wenn sie landeten, wollte er einem Burschen sogleich einen Dreyer geben, damit er sie zu jenem entfernt gelegenen Orte geleitete. Sie würden zwar, setzte er vertraulich hinzu, sie würden dort wenig Trost finden: die Anstalt, sehr groß angelegt um, ich weiß nicht wie

viel Pilger zu fassen, sey gegenwärtig ziemlich zusammen gegangen und die Einkünfte würden eben anders verwendet.

So unterhalten waren wir die schöne Brenta herunter gekommen, manchen herrlichen Garten, manchen herrlichen Pallast hinter uns lassend, wohlhabende, belebte Ortschaften an der Küste mit flüchtigem Blick beschauend. Als wir nun in die Lagunen einfuhren, umschwärmten mehrere Gondeln sogleich das Schiff. Ein Lombard, in Venedig wohl bekannt, forderte mich auf ihm Gesellschaft zu leisten, damit wir geschwinder drinne wären und der Doganenqual entgingen. Einige die uns abhalten wollten, wußte er mit einem mäßigen Trinkgeld zu beseitigen und so schwammen wir, bey einem heitern Sonnenuntergang schnell unserm Ziel entgegen.

Den 29. Michaelistag, Abends.

Von Venedig ist schon viel erzählt und gedruckt, daß ich mit Beschreibung nicht umständlich seyn will, ich sage nur wie es mir entgegen kömmt. Was sich mir aber vor allem andern aufdringt, ist abermals das Volk, eine große Masse, ein nothwendiges unwillkührliches Daseyn.

Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet, es war keine Willkühr welche die Folgenden trieb sich mit ihnen zu vereinigen; die Noth lehrte sie ihre Sicherheit in der unvortheilhaftesten Lage suchen, die ihnen nachher so vortheilhaft ward, und sie klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Düstern gefangen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichthum war nothwendige Folge. Nun drängten sich die Wohnungen

empor und empor, Sand und Sumpf wurden durch Felsen ersetzt, die Häuser suchten die Luft wie Bäume die geschlossen stehen, sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig, und gleich anfangs in enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nöthig war eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trennen, und dem Bürger nothdürftige Durchgänge zu erhalten. Uebrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venetianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann. Der große schlangenförmig gewundene Canal weicht keiner Straße in der Welt, dem Raum vor dem Markusplatze kann wohl nichts an die Seite gesetzt werden. Ich meine den großen Wasserspiegel, der disseits von dem eigentlichen Venedig, im halben Mond umfaßt wird. Ueber der Wasserfläche sieht man links die

Insel St. Giorgio, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Canal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canal Grande, wo uns gleich ein Paar ungeheure Marmortempel entgegen leuchten. Dieß sind mit wenigen Zügen die Hauptgegenstände die uns in die Augen fallen, wenn wir zwischen den zwey Säulen des Markusplatzes hervortreten. Die sämmtlichen Aus- und Ansichten sind so oft in Kupfer gestochen, daß die Freunde davon sich gar leicht einen anschaulichen Begriff machen können.

Nach Tische eilte ich mir erst einen Eindruck des Ganzen zu versichern, und warf mich, ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, in's Labyrinth der Stadt, welche obgleich durchaus von Canälen und Canälchen durchschnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zusammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne es gesehen zu haben. Gewöhnlich kann

man die Breite der Gasse mit ausgereckten Armen entweder ganz oder beynahe messen, in den engsten stößt man schon mit den Elbogen an, wenn man die Hände in die Seite stemmt; es giebt wohl breitere, auch hie und da ein Plätzchen, verhältnißmäßig aber kann alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Canal und die Hauptbrücke Rialto, sie besteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter ist es eine große Ansicht, der Canal gesäet voll Schiffe, die alles Bedürfniß vom festen Lande herbeyführen, und hier hauptsächlich anlegen und ausladen, dazwischen wimmelt es von Gondeln. Besonders heute, als am Michaelisfeste, gab es einen Anblick wunderschön lebendig; doch um diesen einigermaßen darzustellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beyden Haupttheile von Venedig, welche der große Canal trennt, werden durch

die einzige Brücke Rialto mit einander verbunden, doch ist auch für mehrere Communication gesorgt, welche, in offenen Barken, an bestimmten Ueberfahrtspunkten geschieht. Nun sah es heute sehr gut aus, als die wohlgekleideten, doch mit einem schwarzen Schleier bedeckten Frauen, sich viele zusammen übersetzen ließen, um zu der Kirche des gefeyerten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke, und begab mich an einen solchen Ueberfahrtspunkt, die Aussteigenden genau zu betrachten. Ich habe sehr schöne Gesichter und Gestalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, setzte ich mich in eine Gondel, die engen Gassen verlassend, und fuhr, mir das entgegengesetzte Schauspiel zu bereiten, den nördlichen Theil des großen Canals durch, um die Insel der heiligen Clara, in die Lagunen, den Canal der Giudecca herein, bis gegen den Markusplatz, und war nun auf einmal ein Mitherr

des Adriatischen Meeres, wie jeder Venetianer sich fühlt, wenn er sich in seine Gondel legt. Ich gedachte dabey meines guten Vaters in Ehren, der nichts besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen. Wird mir's nicht auch so gehen? Alles was mich umgiebt ist würdig, ein großes respectables Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, sondern eines Volks. Und wenn auch ihre Lagunen sich nach und nach ausfüllen, böse Dünste über dem Sumpfe schweben, ihr Handel geschwächt, ihre Macht gesunken ist; so wird die ganze Anlage der Republik und ihr Wesen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdig seyn. Sie unterliegt der Zeit, wie alles was ein erscheinendes Daseyn hat.

Den 30. September.

Gegen Abend verlief ich mich wieder, ohne Führer, in die entferntesten Quartiere der Stadt. Die hiesigen Brücken sind alle mit Treppen angelegt, damit Gondeln und auch wohl größere Schiffe bequem unter den Bogen hinfahren. Ich suchte mich in und aus diesem Labyrinthe zu finden, ohne irgend jemand zu fragen, mich abermals nur nach der Himmelsgegend richtend. Man entwirrt sich wohl endlich, aber es ist ein unglaubliches Gehecke in einander, und meine Manier sich recht sinnlich davon zu überzeugen, die beste. Auch habe ich mir, bis an die letzte bewohnte Spitze, der Einwohner Betragen, Lebensart, Sitte und Wesen gemerkt, in jedem Quartiere sind sie anders beschaffen. Du lieber Gott! was doch der Mensch für ein armes, gutes Thier ist!

Sehr viele Häuserchen stehen unmittelbar in den Canälen, doch giebt es hie und da schön gepflasterte Steindämme, auf denen man zwischen Wasser, Kirchen und Pallästen gar angenehm hin und wieder spaziert. Lustig und erfreulich ist der lange Steindamm, an der nördlichen Seite, von welchem die Inseln, besonders Murano, das Venedig im Kleinen, geschaut werden. Die Lagunen dazwischen sind von vielen Gondeln belebt.

Den 30. September Abends.

Heute habe ich abermals meinen Begriff von Venedig erweitert, indem ich mir den Plan verschaffte. Als ich ihn einigermaßen studirt, bestieg ich den Markusthurm, wo sich dem Auge ein einziges Schauspiel darstellt. Es war um Mittag und heller Sonnenschein, daß ich ohne Perspectiv Nähen und Fernen genau erkennen konnte. Die Fluth bedeckte

die Lagunen, und als ich den Blick nach dem sogenannten Lido wandte, (es ist ein schmaler Erdstreif, der die Lagunen schließt,) sah ich zum erstenmal das Meer und einige Segel darauf. In den Lagunen selbst liegen Galeeren und Fregatten, die zum Ritter Emo stoßen sollten, der den Algierern den Krieg macht, die aber wegen ungünstiger Winde liegen bleiben. Die Paduanischen und Vicentinischen Berge und das Tyroler Gebirge schließen, zwischen Abend und Mitternacht, das Bild ganz trefflich schön.

Den 1. Oktober.

Ich ging und besah mir die Stadt in mancherley Rücksichten, und da es eben Sonntag war, fiel mir die große Unreinlichkeit der Straßen auf, worüber ich meine Betrachtungen anstellen mußte. Es ist wohl eine Art von Polizey in diesem Artikel, die Leute schieben den Kehrig in die Ecken, auch sehe ich große Schiffe hin und wiederfahren, die an manchen Ort stille liegen und das Kehrig mitnehmen, Leute von den Inseln umher, welche des Düngers bedürfen; aber es ist in diesen Anstalten weder Folge noch Strenge, und desto unverzeihlicher die Unreinlichkeit der Stadt, da sie ganz zu Reinlichkeit angelegt worden, so gut als irgend eine holländische.

Alle Straßen sind geplattet, selbst die entferntesten Quartiere wenigstens mit Back-

steinen auf der hohen Kante ausgesetzt, wo es nöthig in der Mitte ein wenig erhaben, an der Seite Vertiefungen das Wasser aufzufassen und in bedeckte Canäle zu leiten. Noch andere architektonische Vorrichtungen der ersten wohlüberdachten Anlage zeigen von der Absicht trefflicher Baumeister, Venedig zu der reinsten Stadt zu macheu, wie sie die sonderbarste ist. Ich konnte nicht unterlassen gleich im Spaziergehen eine Anordnung deßhalb zu entwerfen, und einem Polizeyvorsteher, dem es Ernst wäre, in Gedanken vorzuarbeiten. So hat man immer Trieb und Lust vor fremden Thüren zu kehren.

Den 2. Oktober 1786.

Vor allem eilte ich in die Carita: ich hatte in des Palladio Werken gefunden, daß er hier ein Klostergebäude angegeben, in welchem er die Privatwohnung der reichen und gastfreyen Alten darzustellen gedachte. Der, sowohl im Ganzen als in seinen einzelnen Theilen, trefflich gezeichnete Plan machte mir unendliche Freude, und ich hoffte ein Wunderwerk zu finden; aber ach! es ist kaum der zehnte Theil ausgeführt; doch auch dieser Theil seines himmlischen Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage, und eine Genauigkeit in der Ausführung, die ich noch nicht kannte. Jahre lang sollte man in Betrachtung so eines Werks zubringen. Mich dünkt ich habe nichts höheres, nichts vollkommneres gesehen, und glaube daß ich mich nicht irre. Denke man sich aber auch den trefflichen Künstler, mit

dem innern Sinn für's Große und Gefällige geboren, der erst mit unglaublicher Mühe sich an den Alten heranbildet, um sie alsdann durch sich wieder herzustellen. Dieser findet Gelegenheit einen Lieblingsgedanken auszuführen, ein Kloster, so vielen Mönchen zur Wohnung, so vielen Fremden zur Herberge bestimmt, nach der Form eines antiken Privatgebäudes aufzurichten.

Die Kirche stand schon, aus ihr tritt man in ein Atrium von korinthischen Säulen, man ist entzückt und vergißt auf einmal alles Pfaffenthum. An der einen Seite findet man die Sacristey, an der andern ein Kapitelzimmer, daneben die schönste Wendeltreppe von der Welt, mit offener weiter Spindel, die steinernen Stufen in die Wand gemauert, und so geschichtet daß eine die andere trägt, man wird nicht müde sie auf und abzusteigen; wie schön sie gerathen sey, kann man daraus abnehmen, daß sie Palladio selbst für

wohlgerathen angiebt. Aus dem Vorhof tritt man in den innern großen Hof. Von dem Gebäude das ihn umgeben sollte, ist leider nur die linke Seite aufgeführt, drey Säulenordnungen über einander, auf der Erde Hallen, im ersten Stock ein Bogengang vor den Zellen hin, der obere Stock Mauer mit Fenstern. Doch diese Beschreibung muß durch den Anblick der Risse gestärkt werden. Nun ein Wort von der Ausführung.

Nur die Häupter und Füße der Säulen und die Schlußsteine der Bogen sind von gehauenem Stein, das übrige alles, ich darf nicht sagen von Backsteinen, sondern von gebranntem Thon. Solche Ziegeln kenne ich gar nicht. Fries und Karnies sind auch daraus, die Glieder der Bogen gleichfalls, alles theilweise gebrannt, und das Gebäude zuletzt nur mit wenig Kalk zusammengesetzt. Es steht wie aus einem Guß. Wäre das Ganze fertig geworden, und man sähe es reinlich abgerie-

ben und gefärbt, es müßte ein himmlischer Anblick seyn.

Jedoch die Anlage war zu groß, wie bey so manchem Gebäude der neuern Zeit. Der Künstler hatte nicht nur vorausgesetzt, daß man das jetzige Kloster abreißen, sondern auch anstoßende Nachbarshäuser kaufen werde, und da mögen Geld und Lust ausgegangen seyn. Du liebes Schicksal, das du so manche Dummheit begünstigt und verewigt hast, warum ließest du dieses Werk nicht zu Stande kommen!

Den 3. Oktober.

Die Kirche Il Redentore, ein schönes großes Werk von Palladio, die Façade lobenswürdiger als die von St. Giorgio. Diese mehrmals in Kupfer gestochenen Werke müßte man vor sich sehen, um das Gesagte verdeutlichen zu können. Hier nur wenige Worte.

Palladio war durchaus von der Existenz der Alten durchdrungen, und fühlte die Kleinheit und Enge seiner Zeit, wie ein großer Mensch der sich nicht hingeben, sondern das Uebrige so viel als möglich nach seinen edlen Begriffen umbilden will. Er war unzufrieden, wie ich aus gelinder Wendung seines Buches schließe, daß man bey christlichen Kirchen nach der Form der alten Basiliken zu bauen fortfahre, er suchte deßhalb seine heiligen Gebäude der alten Tempelform zu nähern; daher entstanden gewisse

Unschicklichkeiten, die mir bey Il Redentore glücklich beseitigt, bey St. Giorgio aber zu auffallend erscheinen. Volckmann sagt etwas davon, trifft aber den Nagel nicht auf den Kopf.

Inwendig ist Il Redentore gleichfalls köstlich, alles, auch die Zeichnung der Altäre, von Palladio; leider die Nischen, die mit Statuen ausgefüllt werden sollten, prangen mit flachen, ausgeschnittenen, gemalten Bretfiguren.

Den 3. Oktober.

Dem heiligen Franciskus zu Ehren, hatten die Peters-Capuziner einen Seitenaltar mächtig ausgeputzt, man sah nichts von Stein als die korinthischen Capitäle, alles übrige schien mit einer geschmackvollen prächtigen Stickerey, nach Art der Arabesken, überzogen, und zwar so artig als man nur etwas zu sehen wünschte. Besonders wunderte ich mich über die breiten, goldgestickten Ranken und Laubwerke. Ich ging näher und fand einen recht hübschen Betrug. Alles was ich für Gold gehalten hatte, war breit gedrücktes Stroh, nach schönen Zeichnungen auf Papier geklebt, der Grund mit lebhaften Farben angestrichen, und das so mannigfaltig und geschmackvoll, daß dieser Spaß, dessen Material gar nichts werth war, und der wahrscheinlich im Kloster selbst ausgeführt wurde,

mehrere Tausend Thaler müßte gekostet haben, wenn er ächt hätte seyn sollen. Man könnte es gelegentlich wohl nachahmen.

Auf einem Uferdamme, im Angesicht des Wassers, bemerkte ich schon einigemal einen geringen Kerl, welcher einer größern oder kleinern Anzahl von Zuhörern, im venetianischen Dialect, Geschichten erzählte; ich kann leider nichts davon verstehen, es lacht aber kein Mensch, nur selten lächelt das Auditorium, das meist aus der ganz niedern Classe besteht. Auch hat der Mann nichts auffallendes noch lächerliches in seiner Art, vielmehr etwas sehr gesetztes, zugleich eine bewundrungswürdige Mannigfaltigkeit und Präcision, welche auf Kunst und Nachdenken hinwiesen, in seinen Gebärden.

Den 3. Oktober.

Den Plan in der Hand suchte ich mich durch die wunderlichsten Irrgänge bis zur Kirche der Mendicanti zu finden. Hier ist das Conservatorium, welches gegenwärtig den meisten Beyfall hat. Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf, die Kirche war voll Zuhörer, die Musik sehr schön, und herrliche Stimmen. Ein Alt sang den König Saul, die Hauptperson des Gedichtes. Von einer solchen Stimme hatte ich gar keinen Begriff, einige Stellen der Musik waren unendlich schön, der Text vollkommen singbar, so italiänisch Latein, daß man an manchen Stellen lachen muß, die Musik aber findet hier ein weites Feld.

Es wäre ein trefflicher Genuß gewesen, wenn nicht der vermaledeyte Capellmeister den

Takt mit einer Rolle Noten, wider das Gitter, und so unverschämt geklappt hätte, als habe er mit Schuljungen zu thun, die er eben unterrichtete; und die Mädchen hatten das Stück oft wiederholt, sein Klatschen war ganz unnöthig und zerstörte allen Eindruck, nicht anders als wenn einer, um uns eine schöne Statue begreiflich zu machen, ihr Scharlachläppchen auf die Gelenke klebte. Der fremde Schall hebt alle Harmonie auf. Das ist nun ein Musiker und er hört es nicht, oder er will vielmehr, daß man seine Gegenwart durch eine Unschicklichkeit vernehmen soll, da es besser wäre, er ließe seinen Werth an der Vollkommenheit der Ausführung errathen. Ich weiß, die Franzosen haben es an der Art, den Italiänern hätte ich es nicht zugetraut, und das Publikum scheint daran gewöhnt. Es ist nicht das einzigemal daß es sich einbilden läßt, das gerade gehöre zum Genuß, was den Genuß verdirbt.

Den 3. Oktober.

Gestern Abend Oper zu St. Moses, (denn die Theater haben ihren Namen von der Kirche der sie am nächsten liegen,) nicht recht erfreulich! Es fehlt dem Plan, der Musik, den Sängern eine innere Energie, welche allein eine solche Darstellung auf den höchsten Punkt treiben kann. Man konnte von keinem Theile sagen er sey schlecht; aber nur die zwey Frauen ließen sich's angelegen seyn, nicht sowohl gut zu agiren, als sich zu produciren und zu gefallen. Das ist denn immer etwas. Es sind zwey schöne Figuren, gute Stimmen, artige, muntere, gätliche Persönchen. Unter den Männern dagegen keine Spur von innerer Gewalt und Lust dem Publikum etwas aufzuheften, so wie keine entschieden glänzende Stimme.

Das Ballet, von elender Erfindung, ward im Ganzen ausgepfiffen, einige treffliche Springer und Springerinnen jedoch, welche letztere sich es zur Pflicht rechneten die Zuschauer mit jedem schönen Theil ihres Körpers bekannt zu machen, wurden weidlich beklatscht.

Den 3. Oktober.

Heute dagegen sah ich eine andere Komödie, die mich mehr gefreut hat. Im herzoglichen Pallast hörte ich eine Rechtssache öffentlich verhandeln, sie war wichtig und zu meinem Glück in den Ferien vorgenommen. Der eine Advocat war alles, was ein übertriebener Buffo nur seyn sollte. Figur dick, kurz, doch beweglich, ein ungeheuer vorspringendes Profil, eine Stimme wie Erz und eine Heftigkeit, als wenn es ihm aus tiefstem Grunde des Herzens ernst wäre was er sagte. Ich nenne dieß eine Comödie, weil alles wahr-

scheinlich schon fertig ist, wenn diese öffentliche Darstellung geschieht; die Richter wissen was sie sprechen sollen, und die Partey weiß was sie zu erwarten hat. Indessen gefällt mir diese Art unendlich besser, als unsere Stuben- und Canzley-Hockereyen. Und nun von den Umständen, und wie artig, ohne Prunk, wie natürlich alles zugeht, will ich suchen einen Begriff zu geben.

In einem geräumigen Saal des Pallastes saßen an der einen Seite die Richter im Halbzirkel. Gegen ihnen über, auf einem Catheder, der mehrere Personen neben einander fassen konnte, die Advocaten beyder Parteyen, unmittelbar vor demselben, auf einer Bank, Kläger und Beklagte in eigner Person. Der Advocat des Klägers war von dem Catheder herabgestiegen, denn die heutige Sitzung war zu keiner Controvers bestimmt. Die sämmtlichen Documente für und wider, obgleich schon gedruckt, sollten vorgelesen werden.

Ein hägerer Schreiber, in schwarzem kümmerlichen Rocke, ein dickes Heft in der Hand, bereitete sich die Pflicht des Lesenden zu erfüllen. Von Zuschauern und Zuhörern war übrigens der Saal gedrängt voll. Die Rechtsfrage selbst, so wie die Personen welche sie betraf, mußten den Venetianern höchst bedeutend scheinen.

Fideicommisse haben in diesem Staat die entschiedenste Gunst, ein Besitzthum welchem einmal dieser Charakter aufgeprägt ist, behält ihn für ewige Zeiten, es mag, durch irgend eine Wendung oder Umstand, vor mehrern hundert Jahren veräußert worden, durch viele Hände gegangen seyn, zuletzt, wenn die Sache zur Sprache kommt, behalten die Nachkommen der ersten Familie Recht und die Güter müssen heraus gegeben werden.

Dießmal war der Streit höchst wichtig, denn die Klage ging gegen den Doge selbst,

oder vielmehr gegen seine Gemahlin, welche denn auch in Person auf dem Bänkchen, vom Kläger nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt, in ihren Zendal gehüllt dasaß. Eine Dame von gewissem Alter, edlem Körperbau, wohlgebildetem Gesicht, auf welchem ernste, ja wenn man will, etwas verdrießliche Züge zu sehen waren. Die Venetianer bildeten sich viel darauf ein, daß die Fürstin, in ihrem eignen Pallast, vor dem Gericht und ihnen erscheinen müsse.

Der Schreiber fing zu lesen an und nun ward mir erst deutlich, was ein im Angesicht der Richter, ohnfern des Catheders der Advocaten, hinter einem kleinen Tische, auf einem niedern Schemel sitzendes Männchen, besonders aber die Sanduhr bedeute, die er vor sich niedergelegt hatte. So lange nämlich der Schreiber liest, so lange läuft die Zeit nicht, dem Advocaten aber, wenn er dabey sprechen will, ist nur im Ganzen eine gewisse Frist ge-

gönnt. Der Schreiber liest, die Uhr liegt, das Männchen hat die Hand daran. Thut der Advocat den Mund auf, so steht auch die Uhr schon in der Höhe, die sich sogleich niedersenkt sobald er schweigt. Hier ist nun die große Kunst, in den Fluß der Vorlesung hineinzureden, flüchtige Bemerkungen zu machen, Aufmerksamkeit zu erregen und zu fordern. Nun kommt der kleine Saturn in die größte Verlegenheit. Er ist genöthigt den horizontalen und vertikalen Stand der Uhr jeden Augenblick zu verändern, er befindet sich im Fall der bösen Geister im Puppenspiel, die auf das schnell-wechselnde Berlicke! Berlocke! des muthwilligen Hanswursts nicht wissen wie sie gehen oder kommen sollen.

Wer in Canzleyen hat collationiren hören, kann sich eine Vorstellung von dieser Vorlesung machen, schnell, eintönig, aber doch articulirt und deutlich genug. Der kunstreiche Advocat weiß nun durch

Scherze die Langeweile zu unterbrechen und das Publikum ergetzt sich an seinen Späßen in ganz unmäßigem Gelächter. Eines Scherzes muß ich gedenken, des auffallendsten unter denen die ich verstand. Der Vorleser recitirte so eben ein Document, wodurch einer jener unrechtmäßig geachteten Besitzer über die fraglichen Güter disponirte. Der Advocat hieß ihn langsamer lesen, und als er die Worte deutlich aussprach: ich schenke, ich vermache! fuhr der Redner heftig auf den Schreiber los und rief: was willst du schenken, was vermachen? du armer ausgehungerter Teufel! gehört dir doch gar nichts in der Welt an. Doch, fuhr er fort, indem er sich zu besinnen schien, war doch jener erlauchte Besitzer in eben dem Fall, er wollte schenken, wollte vermachen, was ihm so wenig gehörte als dir. Ein unendlich Gelächter schlug auf, doch sogleich nahm die Sanduhr die horizontale Lage wieder an. Der Vorleser summt

fort, machte dem Advocaten ein flämisch Gesicht, doch das sind alles verabredete Späße.

Den 4. Oktober.

Gestern war ich in der Comödie, Theater St. Lucas, die mir viel Freude gemacht hat, ich sah ein extemporirtes Stück in Masken, mit viel Naturell, Energie und Bravour aufgeführt. Freylich sind sie nicht alle gleich; der Pantalon sehr brav, die eine Frau stark und wohlgebaut, keine außerordentliche Schauspielerin, spricht excellent und weiß sich zu betragen. Ein tolles Sujet, demjenigen ähnlich, das bey uns unter dem Titel: der Verschlag behandelt ist. Mit unglaublicher Abwechslung unterhielt es mehr als drey Stunden. Doch ist auch hier das Volk wieder die Base worauf dieß alles ruht, die Zuschauer spielen mit und die Menge verschmilzt mit dem Theater in ein Ganzes. Den Tag über

auf dem Platz und am Ufer, aus den Gondeln und im Pallast, der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarin, der Advocat und sein Gegner, alles lebt und treibt, und läßt sich es angelegen seyn, spricht und betheuert, schreyt und bietet aus, singt und spielt, flucht und lärmt. Und Abends gehen sie in's Theater und sehen und hören das Leben ihres Tages, künstlich zusammengestellt, artiger aufgestutzt, mit Mährchen durchflochten, durch Masken von der Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten genähert. Hierüber freun sie sich kindisch, schreyen wieder, klatschen und lärmen. Von Tag zu Nacht, ja von Mitternacht zu Mitternacht ist immer alles ebendasselbe.

Ich habe aber auch nicht leicht natürlicher agiren sehen, als jene Masken, so wie es nur bey einem ausgezeichnet glücklichen Naturell durch längere Uebung erreicht werden kann.

Da ich das schreibe, machen sie einen gewaltigen Lärm auf dem Kanal, unter meinem Fenster, und Mitternacht ist vorbey. Sie haben im Guten und Bösen immer etwas zusammen.

Den 4. Oktober.

Oeffentliche Redner habe ich nun gehört: drey Kerls auf dem Platze und Ufersteindamme, jeden nach seiner Art Geschichten erzählend, sodann zwey Sachwalter, zwey Prediger, die Schauspieler, worunter ich besonders den Pantalon rühmen muß, alle diese haben etwas gemeinsames, sowohl weil sie von ein und derselben Nation sind, die, stets öffentlich lebend, immer in leidenschaftlichem Sprechen begriffen ist, als auch weil sie sich unter einander nachahmen. Hierzu kommt noch eine entschiedene Gebärdensprache, mit welcher sie die Ausdrücke ihrer Intentionen, Gesinnungen und Empfindungen begleiten.

Heute am Fest des heiligen Franziskus war ich in seiner Kirche alle Vigne. Des Kapuziners laute Stimme ward von dem Geschrey der Verkäufer vor der Kirche, wie von einer Antiphone, begleitet; ich stand in der Kirchthüre zwischen beiden, und es war wunderlich genug zu hören.

Den 5. Oktober.

Heute früh war ich im Arsenal, mir immer interessant genug, da ich noch kein Seewesen kenne, und hier die untere Schule besuchte: denn freylich sieht es hier nach einer alten Familie aus, die sich noch rührt, obgleich die beste Zeit der Blüthe und der Früchte vorüber ist. Da ich denn auch den Handwerkern nachgehe, habe ich manches Merkwürdige gesehen, und ein Schiff von vier und achtzig Kanonen, dessen Gerippe fertig steht, bestiegen.

Ein gleiches ist vor sechs Monaten, an der Riva de Sciavoni, bis aufs Wasser verbrannt, die Pulverkammer war nicht sehr gefüllt und da sie sprang, that es keinen großen Schaden. Die benachbarten Häuser büßten ihre Scheiben ein.

Das schönste Eichenholz, aus Istrien, habe ich verarbeiten sehen, und dabey über den Wachsthum dieses werthen Baumes, meine stillen Betrachtungen angestellt. Ich kann nicht genug sagen, was meine sauer erworbene Kenntniß natürlicher Dinge, die doch der Mensch zuletzt als Materialien braucht, und in seinen Nutzen verwendet, mir überall hilft um mir das Verfahren der Künstler und Handwerker zu erklären; so ist mir auch die Kenntniß der Gebirge und des daraus genommenen Gesteins ein großer Vorsprung in der Kunst.

Den 5. Oktober.

Um mit einem Worte den Begriff des Bucentaur auszusprechen, nenne ich ihn eine Prachtgaleere. Der ältere, von dem wir noch Abbildungen haben, rechtfertigt diese Benennung noch mehr als der gegenwärtige, der uns durch seinen Glanz über seinen Ursprung verblendet.

Ich komme immer auf mein Altes zurück. Wenn dem Künstler ein ächter Gegenstand gegeben ist, so kann er etwas ächtes leisten. Hier war ihm aufgetragen eine Galeere zu bilden, die werth wäre die Häupter der Republik, am feyerlichsten Tage, zum Sacrament ihrer hergebrachten Meerherrschaft zu tragen, und diese Aufgabe ist fürtrefflich ausgeführt. Das Schiff ist ganz Zierat, also darf man nicht sagen: mit Zierat überladen,

ganz verguldetes Schnitzwerk, sonst zu keinem Gebrauch, eine wahre Monstranz, um dem Volke seine Häupter recht herrlich zu zeigen. Wissen wir doch: das Volk, wie es gern seine Hüte schmückt, will auch seine Obern prächtig und geputzt sehen. Dieses Prunkschiff ist ein rechtes Inventarienstück, woran man sehen kann, was die Venetianer waren und sich zu seyn dünkten.

Den 5. Oktober Nachts.

Ich komme noch lachend aus der Tragödie und muß diesen Scherz gleich auf dem Papier befestigen. Das Stück war nicht schlimm, der Verfasser hatte alle tragischen Matadore zusammengesteckt und die Schauspieler hatten gut spielen. Die meisten Situationen waren bekannt, einige neu und ganz glücklich. Zwey Väter die sich hassen, Söhne und Töchter aus diesen getrennten Familien,

leidenschaftlich über's Kreuz verliebt, ja das eine Paar heimlich verheiratet. Es ging wild und grausam zu, und nichts blieb zuletzt übrig, um die jungen Leute glücklich zu machen, als daß die beyden Väter sich erstachen, worauf, unter lebhaftem Händeklatschen, der Vorhang fiel. Nun ward aber das Klatschen heftiger, nun wurde fuora gerufen, und das so lange, bis sich die zwey Hauptpaare bequemten hinter dem Vorhang hervorzukriechen, ihre Bücklinge zu machen und auf der andern Seite wieder abzugehen.

Das Publikum war noch nicht befriedigt, es klatschte fort und rief: i morti! das dauerte so lange, bis die zwey Todten auch herauskamen und sich bückten, da denn einige Stimmen riefen: bravi i morti! sie wurden durch Klatschen lange festgehalten, bis man ihnen gleichfalls endlich abzugehen erlaubte. Diese Posse gewinnt für den Augen- und Ohrenzeugen unendlich, der das Bravo! Bra-

vi! das die Italiäner immer im Munde führen, so in den Ohren hat wie ich, und dann auf einmal auch die Todten mit diesem Ehrenwort anrufen hört.

Gute Nacht! so können wir Nordländer zu jeder Stunde sagen, wenn wir im Finstern scheiden, der Italiäner sagt: Felicissima notte! nur einmal, und zwar wenn das Licht in das Zimmer gebracht wird, indem Tag und Nacht sich scheiden, und da heißt es denn etwas ganz anderes. So unübersetzlich sind die Eigenheiten jeder Sprache: denn vom höchsten bis zum tiefsten Wort bezieht sich alles auf Eigenthümlichkeiten der Nation, es sey nun in Charakter, Gesinnungen, oder Zuständen.

Den 6. Oktober.

Die Tragödie gestern hat mich manches gelehrt. Erstlich habe ich gehört wie die Italiäner ihre eilfsylbigen Jamben behandeln und declamiren, dann habe ich begriffen, wie klug Gozzi die Masken mit den tragischen Figuren verbunden hat. Das ist das eigentliche Schauspiel für dieses Volk, denn es will auf eine krudele Weise gerührt seyn, es nimmt keinen innigen, zärtlichen Antheil am Unglücklichen, es freut sie nur wenn der Held gut spricht, denn auf's Reden halten sie viel, sodann aber wollen sie lachen oder etwas albernes vernehmen.

Ihr Antheil am Schauspiel ist nur als an einem Wirklichen. Da der Tyrann seinem Sohne das Schwerdt reichte und forderte, daß dieser seine eigne gegenüberstehende Gemahlin umbringen sollte, fing das Volk laut

an, sein Mißvergnügen über diese Zumuthung zu beweisen, und es fehlte nicht viel, so wäre das Stück unterbrochen worden. Sie verlangten, der Alte sollte sein Schwerdt zurücknehmen, wodurch denn freylich die folgenden Situationen des Stücks wären aufgehoben worden. Endlich entschloß sich der bedrängte Sohn, trat in's Proscenium und bat demüthig: sie möchten sich nur noch einen Augenblick gedulden, die Sache werde noch ganz nach Wunsch ablaufen. Künstlerisch genommen aber war diese Situation nach den Umständen albern und unnatürlich, und ich lobte das Volk um sein Gefühl.

Jetzt verstehe ich besser die langen Reden und das viele hin und her Dissertiren im griechischen Trauerspiele. Die Athenienser hörten noch lieber reden, und verstanden sich noch besser darauf als die Italiäner; vor den Gerichtsstellen wo sie den ganzen Tag lagen, lernten sie schon etwas.

Den 5. Oktober.

An den ausgeführten Werken Palladios, besonders an den Kirchen, habe ich manches Tadelnswürdige neben dem Köstlichsten gefunden. Wenn ich nun so bey mir überlegte, in wie fern ich Recht oder Unrecht hätte, gegen einen solchen außerordentlichen Mann; so war es als ob er dabey stünde und mir sagte: „das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umständen, nur auf diese Weise meiner höchsten Idee am nächsten kommen konnte."

Mir scheint, soviel ich auch darüber denke, er habe bey Betrachtung der Höhe und Breite einer schon bestehenden Kirche, eines ältern Hauses, wozu er Façaden errichten sollte, nur überlegt: wie giebst du diesen Räumen die größte Form? Im einzelnen mußt du, wegen eintretenden Bedürfnisses, etwas

verrücken oder verpfuschen, da oder dort wird eine Unschicklichkeit entstehen, aber das mag seyn, das Ganze wird einen hohen Styl haben und du wirst dir zur Freude arbeiten.

Und so hat er das größte Bild, das er in der Seele trug, auch dahin gebracht, wo es nicht ganz paßte, wo er es im einzelnen zerknittern und verstümmeln mußte.

Der Flügel in der Carita dagegen muß uns deshalb von so hohem Werthe seyn, weil der Künstler freye Hand hatte und seinem Geist unbedingt folgen durfte. Wäre das Kloster fertig geworden, so stünde vielleicht in der ganzen gegenwärtigen Welt kein vollkommneres Werk der Baukunst.

Wie er gedacht und wie er gearbeitet, wird mir immer klärer, je mehr ich seine Werke lese und dabey betrachte, wie er die Alten behandelt: denn er macht wenig Worte, sie sind

aber alle gewichtig. Das vierte Buch, das die antiken Tempel darstellt, ist eine rechte Einleitung, die alten Reste mit Sinn zu beschauen.

Den 6. Oktober.

Gestern Abend sah ich Elektra von Crebillon, auf dem Theater St. Chrisostomo, nämlich übersetzt. Was mir das Stück abgeschmackt vorkam, und wie es mir fürchterlich Langeweile machte, kann ich nicht sagen.

Die Akteurs sind übrigens brav, und wissen das Publikum mit einzelnen Stellen abzuspeisen. Orest hat allein drey verschiedene Erzählungen, poetisch aufgestutzt, in Einer Scene. Electra, ein hübsches Weibchen, von mittlerer Größe und Stärke, und fast französischer Lebhaftigkeit, einem guten Anstand, spricht die Verse schön, nur betrug sie sich

von Anfang bis zu Ende toll, wie es leider die Rolle verlangt. Indessen habe ich doch wieder gelernt. Der italiänische, immer eilfsylbige Jambe, hat für die Declamation große Unbequemlichkeit, weil die letzte Sylbe durchaus kurz ist, und, wider Willen des Declamators, in die Höhe schlägt.

Den 6. Oktober.

Heute früh war ich bey dem Hochamte, welchem der Doge jährlich an diesem Tage, wegen eines alten Siegs über die Türken, in der Kirche der heiligen Justina beywohnen muß. Wenn an dem kleinen Platz die vergoldeten Barken landen, die den Fürsten und einen Theil des Adels bringen, seltsam gekleidete Schiffer sich mit roth gemalten Rudern bemühen, am Ufer die Geistlichkeit, die Brüderschaften, mit angezündeten, auf Stangen und tragbare silberne Leuchter gesteck-

ten Kerzen stehen, drängen, wogen und warten, dann mit Teppichen beschlagene Brücken aus den Fahrzeugen ans Land gestreckt werden, zuerst die langen violetten Kleider der Savii, dann die langen rothen der Senatoren sich auf dem Pflaster entfalten, zuletzt der Alte mit goldener phrygischer Mütze geschmückt, im längsten goldenen Talar, mit dem Hermelinmantel aussteigt, drey Diener sich seiner Schleppe bemächtigen, alles auf einem kleinen Platz vor dem Portal einer Kirche, vor deren Thüren die Türkenfahnen gehalten werden; so glaubt man auf einmal eine alte gewirkte Tapete zu sehen, aber recht gut gezeichnet und colorirt. Mir nordischem Flüchtling hat diese Ceremonie viele Freude gemacht. Bey uns, wo alle Feyerlichkeiten kurzröckig sind, und wo die größte die man sich denken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen wird, möchte so etwas nicht am Ort seyn. Aber hierher gehören diese Schleppröcke, diese friedlichen Begehungen.

Der Doge ist ein gar schön gewachsener und schön gebildeter Mann, der krank seyn mag, sich aber nur noch so, um der Würde willen, unter dem schweren Rocke gerade hält. Sonst sieht er aus wie der Großpapa des ganzen Geschlechts und ist gar hold und leutselig; die Kleidung steht sehr gut, das Käppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es, ganz fein und durchsichtig, auf dem weißesten, klarsten Haar von der Welt ruht.

Etwa funfzig Nobili, in langen dunkelrothen Schleppkleidern, waren mit ihm, meist schöne Männer, keine einzige vertrackte Gestalt, mehrere groß, mit großen Köpfen, denen die blonden Lockenperücken wohl ziemten; vorgebaute Gesichter, weiches, weißes Fleisch, ohne schwammig und widerwärtig auszusehen, vielmehr klug, ohne Anstrengung, ruhig, ihrer selbst gewiß, Leichtigkeit des Daseyns und durchaus eine gewisse Fröhlichkeit.

Wie sich alles in der Kirche rangirt hatte und das Hochamt anfing, zogen die Brüderschaften zur Hauptthüre herein und zur rechten Seitenthüre wieder hinaus, nachdem sie, Paar für Paar, das Weihwasser empfangen und sich gegen den Hochaltar, den Dogen und den Adel geneigt hatten.

Den 6. Oktober.

Auf heute Abend hatte ich mir den famosen Gesang der Schiffer bestellt, die den Tasso und Ariost auf ihre eignen Melodien singen. Dieses muß wirklich bestellt werden, es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halb verklungenen Sagen der Vorzeit. Bey Mondenschein bestieg ich eine Gondel, den einen Sänger vorn, den andern hinten; sie fingen ihr Lied an und sangen abwechselnd Vers für Vers. Die Melodie, welche wir durch Rousseau kennen, ist

eine Mittelart zwischen Choral und Recitatif, sie behält immer denselbigen Gang, ohne Takt zu haben; die Modulation ist auch dieselbige, nur verändern sie, nach dem Inhalt des Verses, mit einer Art von Declamation, sowohl Ton als Maaß; der Geist aber, das Leben davon, läßt sich begreifen, wie folgt.

Auf welchem Wege sich die Melodie gemacht hat, will ich nicht untersuchen, genug sie paßt gar trefflich für einen müssigen Menschen, der sich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig kann, solchem Gesang unterschiebt.

Mit einer durchdringenden Stimme, — das Volk schätzt Stärke vor allem, — sitzt er am Ufer einer Insel, eines Kanals, auf einer Barke, und läßt sein Lied schallen so weit er kann, über den stillen Spiegel verbreitet sich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte

versteht, und mit dem folgenden Verse antwortet; hierauf erwiedert der Erste, und so ist einer immer das Echo des andern. Der Gesang währt Nächte durch, unterhält sie ohne zu ermüden. Je ferner sie also von einander sind, desto reizender kann das Lied werden; wenn der Hörer alsdann zwischen beyden steht, so ist er am rechten Flecke.

Um dieses mich vernehmen zu lassen, stiegen sie am Ufer der Giudecca aus, sie theilten sich am Canal hin, ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte, und mich demjenigen wieder näherte der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Gesangs erst aufgeschlossen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchst sonderbar, wie eine Klage ohne Trauer, es ist darin etwas unglaubliches, bis zu Thränen rührendes. Ich schrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Alter sagte: é singolare, come quel canto in-

tenerisce, e molto piu quando è piu ben cantato. Er wünschte, daß ich die Weiber vom Lido, besonders die von Malamocco und Palestrina hören möchte, auch diese sängen den Tasso auf gleiche und ähnliche Melodien. Er sagte ferner: sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer auf's Fischen in's Meer sind, sich ans Ufer zu setzen, und mit durchdringender Stimme, Abends, diese Gesänge erschallen zu lassen, bis sie auch von Ferne die Stimme der ihrigen vernehmen, und sich so mit ihnen unterhalten. Ist das nicht sehr schön? und doch läßt sich wohl denken, daß ein Zuhörer in der Nähe, wenig Freude an solchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menschlich aber und wahr wird der Begriff dieses Gesanges, lebendig wird die Melodie, über deren todte Buchstaben wir uns sonst den Kopf zerbrochen haben. Gesang ist es eines Einsamen in die Ferne und Weite, damit ein anderer, gleichgestimmter, höre und antworte.

Den 8. Oktober.

Den Pallast Pisani Moretta besuchte ich wegen eines köstlichen Bildes von Paul Veronese. Die weibliche Familie des Darius, kniet vor Alexandern und Hephästion, die voranknieende Mutter hält den letztern für den König, er lehnt es ab und deutet auf den rechten. Man erzählt das Mährchen, der Künstler sey in diesem Pallast gut aufgenommen, und längere Zeit ehrenvoll bewirthet worden, dagegen habe er das Bild heimlich gemalt, und, als Geschenk, zusammengerollt unter das Bett geschoben. Es verdient allerdings einen besondern Ursprung zu haben, denn es giebt einen Begriff von dem ganzen Werthe des Meisters. Seine große Kunst, ohne einen allgemeinen Ton der über das ganze Stück gezogen wäre, durch kunstreich vertheiltes Licht und Schatten, und eben so

weislich abwechselnde Localfarben, die köstlich-
ste Harmonie hervorzubringen, ist hier recht
sichtbar, da das Bild vollkommen erhalten
und frisch, wie von gestern, vor uns steht:
denn freylich, sobald ein Gemälde dieser Art
gelitten hat, wird unser Genuß sogleich ge-
trübt, ohne daß wir wissen, was die Ursache
sey.

Wer mit dem Künstler wegen des Co-
stüms rechten wollte, der dürfte sich nur sa-
gen: es habe eine Geschichte des sechszehnten
Jahrhunderts gemalt werden sollen, und so
ist alles abgethan. Die Abstufung von der
Mutter durch Gemahlin und Töchter ist höchst
wahr und glücklich, die jüngste Prinzeß, ganz
am Ende knieend, ist ein hübsches Mäuschen,
und hat ein gar artiges, eigensinniges, trotzi-
ges Gesichtchen, ihre Lage scheint ihr gar nicht
zu gefallen.

Zum 8. Oktober.

Meine alte Gabe die Welt mit Augen desjenigen Malers zu sehen, dessen Bilder ich mir eben eingedrückt, brachte mich auf einen eignen Gedanken. Es ist offenbar, daß sich das Auge nach den Gegenständen bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der venetianische Maler alles klärer und heiterer sehn als andere Menschen. Wir, die wir auf einem bald schmutzkothigen, bald staubigen, farblosen, die Wiederscheine verdüsterndem Boden, und vielleicht gar in engern Gemächern leben, können einen solchen Frohblick aus uns selbst nicht entwickeln.

Als ich, bey hohem Sonnenschein, durch die Lagunen fuhr, und auf den Gondelrändern die Gondoliere leicht schwebend, buntbekleidet, rudernd betrachtete, wie sie auf der hellgrünen Fläche sich in der blauen Luft zeich-

neten; so sah ich das beste, frischeste Bild der venetianischen Schule. Der Sonnenschein hob die Lokalfarben blendend hervor, und die Schattenseiten waren so licht, daß sie verhältnißmäßig wieder zu Lichtern hätten dienen können. Ein gleiches galt von den Wiederscheinen des meergrünen Wassers. Alles war hell in Hell gemalt, so daß die schäumende Welle und die Blitzlichter darauf nöthig waren, um die Tüpfchen auf's i zu setzen.

Titian und Paul hatten diese Klarheit im höchsten Grade, und wo man sie in ihren Werken nicht findet, hat das Bild verloren oder ist aufgemalt.

Die Kuppeln und Gewölbe der Markuskirche, nebst ihren Seitenflächen, alles ist bilderreich, alles bunte Figuren, auf goldenem Grunde, alles musivische Arbeit, einige sind recht gut, andere gering, je nachdem die Meister waren, die den Karton verfertigten.

Es fiel mir recht aufs Herz, daß doch alles auf die erste Erfindung ankommt, und daß diese das rechte Maß, den wahren Geist habe, da man mit viereckten Stückchen Glas, und hier nicht einmal auf die sauberste Weise, das Gute sowohl als das Schlechte nachbilden kann. Die Kunst, welche dem Alten seine Fußboden bereitete, dem Christen seine Kirchenhimmel wölbte, hat sich jetzt auf Dosen und Armbänder verkrümelt. Diese Zeiten sind schlechter als man denkt.

Den 8. Oktober.

In dem Hause Farsetti ist eine kostbare Sammlung von Abgüssen der besten Antiken. Ich schweige von denen die ich von Mannheim her und sonst schon gekannt, und erwähne nur neuere Bekanntschaften. Eine Kleopatra in kolossaler Ruhe, den Aspic um den Arm geschlungen, und in den Tod hinüber

schlafend, ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngste Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt, sodann einige Gladiatoren, ein in seinen Flügeln ruhender Genius, sitzende und stehende Philosophen.

Es sind Werke an denen sich die Welt Jahrtausende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künstlers durch Gedanken zu erschöpfen.

Viele bedeutende Büsten versetzen mich in die alten herrlichen Zeiten. Nur fühle ich leider, wie weit ich in diesen Kenntnissen zurück bin, doch es wird vorwärts gehen, wenigstens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu, und zu aller Kunst und Leben geöffnet. Es klingt das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht so paradox, als wenn Jacob Böhme, bey Erblickung einer zinnernen Schüssel, durch Einstrahlung Jovis, über das Universum erleuchtet wurde. Auch

steht in dieser Sammlung ein Stück des Gebälks, vom Tempel des Antonins und der Faustina, in Rom. Die vorspringende Gegenwart, dieses herrlichen Architectur-Gebildes erinnerte mich an das Capital des Pantheon in Mannheim. Das ist freylich etwas anderes, als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein über einander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas anders als unsere Tabakspfeifen-Säulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken, diese bin ich nun, Gott sey Dank, auf ewig los!

Noch will ich einiger Werke der Bildhauerkunst erwähnen, die ich diese Tage her, zwar nur im Vorbeygehen, aber doch mit Erstaunen und Erbauung betrachtet. Zwey ungeheure Löwen, von weißem Marmor, vor dem Thore des Arsenals; der eine sitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten gestemmt, der andere liegt, herrliche Gegenbilder, von lebendiger Mannigfaltigkeit. Sie sind so groß,

daß sie alles umher klein machen, und daß man selbst zu nichte würde, wenn erhabene Gegenstände uns nicht erhüben. Sie sollen aus der besten griechischen Zeit, und vom Piräus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht seyn.

Aus Athen mögen gleichfalls ein Paar Basreliefe stammen, in dem Tempel der heiligen Justina, der Türken Besiegerin, eingemauert; aber leider durch Kirchstühle einigermaßen verfinstert. Der Küster machte mich aufmerksam darauf, weil die Sage gehe, daß Titian seine unendlich schönen Engel im Bilde: die Ermordung des heiligen Petrus Martyr vorstellend, darnach geformt habe. Es sind Genien welche sich mit Attributen der Götter schleppen, freylich so schön, daß es allen Begriff übersteigt.

Sodann betrachtete ich, mit ganz eignem Gefühl, die nackte colossale Statue des Mar-

kus Agrippa, in dem Hofe eines Pallastes; ein sich ihm zur Seite heraufschlängelnder Delphin deutet auf einen Seehelden. Wie doch eine solche heroische Darstellung den reinen Menschen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Markus-Kirche besah ich in der Nähe. Von unten hinauf bemerkt man leicht daß sie fleckig sind, theils einen schönen gelben Metallglanz haben, theils kupfergrünlich angelaufen. In der Nähe sieht und erfährt man, daß sie ganz verguldet waren, und sieht sie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, sondern abhauen wollten. Auch das ist gut, so blieb wenigstens die Gestalt.

Ein herrlicher Zug Pferde, ich möchte einen rechten Pferdekenner darüber reden hören. Was mir sonderbar scheint, ist: daß sie in der Nähe schwer, und unten vom Platz leicht wie die Hirsche aussehen.

Den 8. Oktober.

Ich fuhr heute früh mit meinem Schutzgeiste, auf's Lido, auf die Erdzunge, welche die Lagunen schließt und sie vom Meere absondert. Wir stiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte ein starkes Geräusch, es war das Meer und ich sah es bald, es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, es war um Mittagszeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen gesehen, und bin auf der schönen Tenne, die es weichend zurückläßt, ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünscht, um der Muscheln willen; ich habe, selbst kindisch, ihrer genug aufgelesen; doch widme ich sie zu einigem Gebrauch, ich möchte von der Feuchtigkeit des Dintenfisches, die hier so häufig wegfließt, etwas eintrocknen.

Auf dem Lido, nicht weit vom Meer, liegen Engländer begraben, und weiterhin Juden, die beyderseits in geweihtem Boden nicht ruhen sollten. Ich fand das Grab des edlen Consul Smith und seiner ersten Frauen, ich bin ihm mein Exemplar des Palladio schuldig und dankte ihm auf seinem ungeweihten Grabe dafür.

Und nicht allein ungeweiht, sondern halbverschüttet ist das Grab. Das Lido ist immer nur wie eine Düne anzusehen, der Sand wird dorthin geführt, vom Winde hin und her getrieben, aufgehäuft, überall angedrängt. In weniger Zeit wird man das ziemlich erhöhte Monument kaum wieder finden können.

Das Meer ist doch ein großer Anblick! Ich will sehen in einem Schifferkahn eine Fahrt zu thun: die Gondeln wagen sich nicht hinaus.

Den 8. Oktober.

Am Meere habe ich auch verschiedene Pflanzen gefunden, deren ähnlicher Charakter mir ihre Eigenschaften näher kennen ließ; sie sind alle zugleich mastig und streng, saftig und zäh, und es ist offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die salzige Luft, ihnen diese Eigenschaften giebt, sie strotzen von Säften, wie Wasserpflanzen, sie sind fett und zäh, wie Bergpflanzen, wenn ihre Blätterenden eine Neigung zu Stacheln haben, wie Disteln thun, sind sie gewaltig spitz und stark. Ich fand einen solchen Busch Blätter, es schien mir unser unschuldiger Huflattig, hier aber mit scharfen Waffen bewaffnet, und das Blatt wie Leder, so auch die Samenkapseln, die Stiele, alles mastig und fett. Ich bringe Saamen mit und eingelegte Blätter (Eryngium maritimum.)

Der Fischmarkt und die unendlichen Seeproducte machen mir viel Vergnügen, ich gehe oft darüber und beleuchte die unglücklich aufgehaschten Meeresbewohner.

Den 9. Oktober.

Ein köstlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Palestrina gegen Chiozza über, wo die großen Baue sind, Murazzi genannt, welche die Republik gegen das Meer aufführen läßt. Sie sind von gehauenen Steinen, und sollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor diesem wilden Elemente schützen.

Die Lagunen sind eine Wirkung der alten Natur. Erst Ebbe, Fluth und Erde gegeneinander arbeitend, dann das allmählige Sinken des Urgewässers waren Ursache, daß,

am obern Ende des adriatischen Meeres, sich eine ansehnliche Sumpfstrecke befindet, welche, von der Fluth besucht, von der Ebbe zum Theil verlassen wird. Die Kunst hat sich der höchsten Stellen bemächtigt, und so liegt Venedig, von hundert Inseln zusammen gruppirt, und von hunderten umgeben. Zugleich hat man, mit unglaublicher Anstrengung und Kosten, tiefe Kanäle in den Sumpf gefurcht, damit man auch zur Zeit der Ebbe, mit Kriegsschiffen an die Hauptstellen gelangen könne. Was Menschenwitz und Fleiß vor Alters ersonnen und ausgeführt, muß Klugheit und Fleiß nun erhalten. Das Lido, ein langer Erdstreif, trennt die Lagunen von dem Meere, welches nur an zwey Orten hereintreten kann, bey dem Castell nämlich, und am entgegengesetzten Ende, bey Chiozza. Die Fluth tritt gewöhnlich des Tages zweymal herein, und die Ebbe bringt das Wasser zweymal hinaus, immer durch denselben Weg in denselben Richtungen. Die Fluth bedeckt die innern mora-

stigen Stellen und läßt die erhöhteren wo nicht trocken, doch sichtbar.

Ganz anders wäre es, wenn das Meer sich neue Wege suchte, die Erdzunge angriffe, und nach Willkühr hinein und heraus fluthete. Nicht gerechnet, daß die Oertchen auf dem Lido, Palestrina, St. Peter und andere untergehen müßten, so würden auch jene Communications-Kanäle ausgefüllt, und indem das Wasser alles durch einander schlemmte, der Lido zu Inseln, die Inseln die jetzt dahinter liegen zu Erdzungen verwandelt werden. Dieses zu verhüten, müssen sie das Lido verwahren, was sie können, damit das Element nicht dasjenige willkührlich angreifen, hinüber und herüber werfen möge, was die Menschen schon in Besitz genommen, dem sie schon zu einem gewissen Zweck, Gestalt und Richtung gegeben haben.

Bey außerordentlichen Fällen, wenn das Meer übermäßig wächst, ist es besonders gut,

daß es nur an zwey Orten herein darf und das übrige geschlossen bleibt, es kann also doch nicht mit der größten Gewalt eindringen, und muß sich in einigen Stunden, dem Gesetz der Ebbe unterwerfen und seine Wuth mindern.

Uebrigens hat Venedig nichts zu besorgen, die Langsamkeit, mit der das Meer abnimmt, giebt ihr Jahrtausende Zeit, und sie werden schon, den Kanälen klug nachhelfend, sich im Besitz zu erhalten suchen.

Wenn sie ihre Stadt nur reinlicher hielten, welches so nothwendig als leicht ist, und wirklich, auf die Folge von Jahrhunderten, von großer Consequenz. Nun ist zwar bey großer Strafe verboten, nichts in die Kanäle zu schütten, noch Kehrig hinein zu werfen; einem schnell einfallenden Regenguß aber, ist's nicht untersagt, allen den in die Ecken geschobnen Kehrig aufzurühren, in die Kanäle

zu schleppen, ja, was noch schlimmer ist, in die Abzüge zu führen, die nur zum Abfluß des Wassers bestimmt sind, und sie dergestalt zu verschleimmen, daß die Hauptplätze in Gefahr sind unter Wasser zu stehen. Selbst einige Abzüge auf dem kleinen Markusplatze, die, wie auf dem großen, gar klug angelegt sind, habe ich verstopft und voll Wasser gesehen.

Wenn ein Tag Regenwetter einfällt, ist ein unleidlicher Koth, alles flucht und schimpft, man besudelt, beym Auf- und Absteigen der Brücken, die Mäntel, die Tabarros, womit man sich ja das ganze Jahr schleppt, und, da alles in Schuh und Strümpfen läuft, bespritzt man sich und schilt, denn man hat sich nicht mit gemeinem, sondern beizendem Koth besudelt. Das Wetter wird wieder schön und kein Mensch denkt an Reinlichkeit. Wie wahr ist es gesagt: das Publikum beklagt sich immer, daß es schlecht bedient sey, und weiß

es nicht anzufangen besser bedient zu werden. Hier, wenn der Souverain wollte, könnte alles gleich gethan seyn.

Den 9. Oktober.

Heute Abend ging ich auf den Markusthurm: denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit, zu Zeit der Fluth, von oben gesehen, wollt' ich sie auch zur Zeit der Ebbe, in ihrer Demuth schauen, und es ist nothwendig diese beyden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es sieht sonderbar aus, ringsum überall Land erscheinen zu sehen, wo vorher Wasserspiegel war. Die Inseln sind nicht mehr Inseln, nur höher bebaute Flecke eines großen grau grünlichen Morastes, den schöne Kanäle durchschneiden. Der sumpfige Theil ist mit Wasserpflanzen bewachsen, und muß sich auch dadurch nach und nach erheben, obgleich Ebbe

und Fluth beständig daran rupfen und wühlen, und der Vegetation keine Ruhe lassen.

Ich wende mich mit meiner Erzählung nochmals an's Meer, dort habe ich heute die Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse gesehen, und mich herzlich darüber gefreut. Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seyend! Wie viel nützt mir nicht mein Bißchen Studium der Natur, und wie freue ich mich es fortzusetzen! Doch ich will, da es sich mittheilen läßt, die Freunde nicht mit bloßen Ausrufungen anreizen.

Die dem Meere entgegen gebauten Mauerwerke, bestehen erst aus einigen steilen Stufen, dann kommt eine sacht ansteigende Fläche, sodann wieder eine Stufe, abermals eine sanft ansteigende Fläche, dann eine steile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe.

Diese Stufen, diese Flächen hinan, steigt nun das fluthende Meer, bis es, in außerordentlichen Fällen, endlich oben an der Mauer und deren Vorsprung zerschellt.

Dem Meere folgen seine Bewohner, kleine eßbare Schnecken, einschalige Patellen, und was sonst noch beweglich ist; besonders die Taschenkrebse. Kaum aber haben diese Thiere an den glatten Mauern Besitz genommen, so zieht sich schon das Meer, weichend und schwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weiß das Gewimmel nicht woran es ist, und hofft immer, die salzige Fluth soll wiederkehren, allein sie bleibt aus, die Sonne sticht und trocknet schnell, und nun geht der Rückzug an. Bey dieser Gelegenheit suchen die Taschenkrebse ihren Raub. Wunderlicher und komischer kann man nichts sehen, als die Gebärden dieser, aus einem runden Körper und zwey langen Scheeren bestehenden Geschöpfe: denn die übrigen Spinnenfüße sind

nicht bemerklich. Wie auf stelzenartigen Armen schreiten sie einher, und sobald eine Patelle sich unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren sie zu um die Scheere in den schmalen Raum, zwischen der Schale und dem Boden zu stecken, das Dach umzukehren und die Auster zu verschmausen. Die Patelle zieht sachte ihren Weg hin, saugt sich aber gleich fest an den Stein, sobald sie die Nähe des Feindes merkt. Dieser gebärdet sich nun wunderlich um das Dächelchen herum, gar zierlich und affenhaft; aber ihm fehlt die Kraft den mächtigen Muskel des weichen Thierchens zu überwältigen, er thut auf diese Beute Verzicht, eilt auf eine andere wandernde los, und die erste setzt ihren Zug sachte fort. Ich habe nicht gesehen, daß irgend ein Taschenkrebs zu seinem Zweck gelangt wäre, ob ich gleich den Rückzug dieses Gewimmels stundenlang, wie sie die beyden Flächen, und die dazwischen liegenden Stufen hinabschlichen, beobachtet habe.

Den 10. Oktober.

Nun endlich kann ich denn auch sagen, daß ich eine Komödie gesehen habe! Sie spielten heut auf dem Theater St. Lucas, le Baruffe Chiozzotte, welches allenfalls zu übersetzen wäre: Die Rauf- und Schreyhändel von Chiozza. Die Handelnden sind lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber, Schwestern und Töchter. Das gewöhnliche Geschrey dieser Leute, im Guten und Bösen, ihre Händel, Heftigkeit, Gutmüthigkeit, Plattheit, Witz, Humor und ungezwungene Manieren, alles ist gar brav nachgeahmt. Das Stück ist noch von Goldoni, und da ich erst gestern in jener Gegend war, und mir Stimmen und Betragen der See- und Hafenleute, noch im Aug' und Ohr wiederschien und wiederklang; so machte es gar große Freude, und ob ich gleich manchen

einzelnen Bezug nicht verstand, so konnte ich doch dem Ganzen recht gut folgen. Der Plan des Stücks ist folgender: die Einwohnerinnen von Chiozza sitzen auf der Rhede, vor ihren Häusern, spinnen, stricken, nähen, klippeln, wie gewöhnlich, ein junger Mensch geht vorüber, und grüßt eine freundlicher als die Uebrigen, sogleich fängt das Sticheln an, dieß hält nicht Maaße, es schärft sich und wächst bis zum Hohne, steigert sich zu Vorwürfen, eine Unart überbietet die andere, eine heftige Nachbarin platzt mit der Wahrheit heraus, und nun ist Schelten, Schimpfen, Schreyen auf einmal losgebunden, es fehlt nicht an entschiedenen Beleidigungen, so daß die Gerichtspersonen sich einzumischen genöthigt sind.

Im zweyten Akt, befindet man sich in der Gerichtsstube; der Aktuarius an der Stelle des abwesenden Podesta, der, als Nobile, nicht auf dem Theater hätte erscheinen dürfen,

der Aktuarius also, läßt die Frauen einzeln vorfordern, dieses wird dadurch bedenklich, daß er selbst in die erste Liebhaberin verliebt ist, und, sehr glücklich sie allein zu sprechen, anstatt sie zu verhören, ihr eine Liebeserklärung thut. Eine andere, die in den Aktuarius verliebt ist, stürzt eifersüchtig herein, der aufgeregte Liebhaber der ersten gleichfalls, die Uebrigen folgen, neue Vorwürfe häufen sich, und nun ist der Teufel in der Gerichtsstube los, wie vorher auf dem Hafenplatz.

Im dritten Akt steigert sich der Scherz und das Ganze endet mit einer eiligen, nothdürftigen Auflösung. Der glücklichste Gedanke jedoch ist in einem Charakter ausgedrückt, der sich folgendermaaßen darstellt.

Ein alter Schiffer, dessen Gliedmaaßen, besonders aber die Sprachorgane, durch eine von Jugend auf geführte harte Lebensart, stockend geworden, tritt auf, als Gegensatz

des beweglichen, schwätzenden, schreyseligen Volkes, er nimmt immer erst einen Anlauf, durch Bewegung der Lippen und Nachhelfen der Hände und Arme, bis er denn endlich, was er gedacht herausstößt. Weil ihm dieses aber nur in kurzen Sätzen gelingt, so hat er sich einen lakonischen Ernst angewöhnt, dergestalt, daß alles was er sagt, sprüchwörtlich oder sentenzios klingt, wodurch denn das übrige wilde, leidenschaftliche Handeln gar schön ins Gleichgewicht gesetzt wird.

Aber auch so eine Lust habe ich noch nie erlebt, als das Volk laut werden ließ, sich und die Seinigen so natürlich vorstellen zu sehen. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zu Ende. Ich muß aber auch gestehen daß die Schauspieler es vortrefflich machten. Sie hatten sich, nach Anlage der Charaktere, in die verschiedenen Stimmen getheilt, welche unter dem Volk gewöhnlich vorkommen. Die erste Aktrise war allerliebst,

viel besser als neulich in Heldentracht und Leidenschaft. Die Frauen überhaupt, besonders aber diese, ahmten Stimme, Gebärden und Wesen des Volks aufs anmuthigste nach. Großes Lob verdient der Verfasser, der aus Nichts den angenehmsten Zeitvertreib gebildet hat. Das kann man aber auch nur unmittelbar seinem eignen lebenslustigen Volk. Es ist durchaus mit einer geübten Hand geschrieben.

Von der Truppe Sacchi, für welche Gozzi arbeitete, und die übrigens zerstreut ist, habe ich die Smeraldina gesehen, eine kleine, dicke Figur, voller Leben, Gewandheit und guten Humors. Mit ihr sah ich den Brighella, einen hagern, wohlgebauten, besonders in Mienen- und Händespiel trefflichen Schauspieler. Diese Masken, die wir fast nur als Mumien kennen, da sie für uns weder Leben noch Bedeutung haben, thun hier gar zu wohl, als Geschöpfe dieser Landschaft. Die ausgezeichneten Alter, Charaktere und

Stände, haben sich in wunderlichen Kleidern verkörpert, und wenn man selbst den größten Theil des Jahrs mit der Maske herumläuft, so findet man nichts natürlicher, als daß da droben auch schwarze Gesichter erscheinen.

Den 11. Oktober.

Und weil die Einsamkeit in einer so großen Menschenmasse denn doch zuletzt nicht recht möglich seyn will, so bin ich mit einem alten Franzosen zusammengekommen, der kein italiänisch kann, sich wie verrathen und verkauft fühlt, und, mit allen Empfehlungsschreiben, doch nicht recht weiß woran er ist. Ein Mann von Stande, sehr guter Lebensart, der aber nicht aus sich heraus kann, er mag stark in den funfzigen seyn, und hat zu Hause einen siebenjährigen Knaben, von dem er bänglich Nachrichten erwartet. Ich habe ihm einige Gefälligkeiten erzeigt, er reist durch Ita-

lien bequem, aber geschwind, um es doch einmal gesehen zu haben, und mag sich gern im Vorbeygehen so viel wie möglich unterrichten, ich gebe ihm Auskunft über manches. Als ich mit ihm von Venedig sprach, fragte er mich wie lange ich hier sey? und als er hörte, nur vierzehn Tage und zum erstenmal versetzte er: il paroît que vous n'avez pas perdu votre tems. Das ist das erste Testimonium meines Wohlverhaltens das ich aufweisen kann. Er ist nun acht Tage hier und geht morgen fort. Es war mir köstlich einen recht eingefleischten Versailler in der Fremde zu sehen. Der reist nun auch! und ich betrachtete mit Erstaunen wie man reisen kann, ohne etwas außer sich gewahr zu werden, und er ist in seiner Art ein recht gebildeter, wackrer, ordentlicher Mann.

Den 12. Oktober.

Gestern gaben sie zu St. Lucas ein neues Stück: l'Inglicismo in Italia. Da viele Engländer in Italien leben, so ist es natürlich, daß ihre Sitten bemerkt werden, und ich dachte hier zu erfahren wie die Italiäner diese reichen und ihnen so willkommenen Gäste betrachten; aber es war ganz und gar nichts. Einige glückliche Narrenscenen, wie immer, das übrige aber zu schwer und ernstlich gemeint, und denn doch keine Spur von englischem Sinn, die gewöhnlichen italiänischen, sittlichen Gemeinsprüche, und auch nur auf das Gemeinste gerichtet.

Auch gefiel es nicht und war auf dem Punkt ausgepfiffen zu werden, die Schauspieler fühlten sich nicht in ihrem Elemente, nicht auf dem Platze von Chiozza. Da dieß das

letzte Stück ist was ich hier sehe, so scheint es, mein Enthusiasmus für jene National-Repräsentation, sollte noch durch diese Folie erhöht werden.

Nachdem ich zum Schluß mein Tagebuch durchgegangen, kleine Schreibtafel-Bemerkungen eingeschaltet, so sollen die Akten inrotulirt, und den Freunden zum Urtheilsspruch zugeschickt werden. Schon jetzt finde ich manches in diesen Blättern, das ich näher bestimmen, erweitern und verbessern könnte; es mag stehen als Denkmal des ersten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wäre, uns doch köstlich und werth bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieser leichtern Existenz hinüber senden! Jawohl ist dem Italiäner das ultramontane eine dunkle Vorstellung, auch mir kommt das Jenseits der Alpen nun düster vor; doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, diese Gegenden

jenen vorzuziehen: denn Geburt und Gewohnheit sind mächtige Fesseln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeschäftigt wäre, jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen. Die Baukunst steigt, wie ein alter Geist, aus dem Grabe hervor, sie heißt mich ihre Lehren, wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache, studiren, nicht um sie auszuüben, oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio alles auf Vitruv bezieht, so habe ich mir auch die Ausgabe des Galliani angeschafft; allein dieser Foliante lastet in meinem Gepäck, wie das Studium desselben auf meinem Gehirn. Palladio hat mir durch seine Worte und Werke, durch seine Art und Weise des Denkens und Schaffens, den Vitruv schon näher gebracht und verdolmetscht, besser als die italiänische Uebersetzung thun kann. Vitruv liest

sich nicht so leicht, das Buch ist an sich schon düster geschrieben und fordert ein kritisches Studium. Demohngeachtet lese ich es flüchtig durch, und es bleibt mir mancher würdige Eindruck. Besser zu sagen! Ich lese es wie ein Brevier, mehr aus Andacht, als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein, und giebt Raum zum Lesen und Schreiben.

Gott sey Dank, wie mir alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftstellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es sagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft' ich keinen lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten was mir ein Bild Italiens erneute. Geschah' es zufällig, so erduldete ich die entsetzlichsten Schmerzen. Herder spottete oft über mich, daß ich all' mein Latein aus dem Spinoza

lerne, denn er hatte bemerkt, daß dieß das einzige lateinische Buch war, das ich las; er wußte aber nicht, wie sehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abstruse Allgemeinheiten nur ängstlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wielandsche Uebersetzung der Satyren höchst unglücklich gemacht; ich hatte kaum zwey gelesen, so war ich schon verrückt.

Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wär' ich rein zu Grunde gegangen: zu einer solchen Reife war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüth gestiegen. Die historische Kenntniß fördert mich nicht, die Dinge standen nur eine Hand breit von mir ab; aber durch eine undurchdringliche Mauer geschieden. Es ist mir wirklich auch jetzt nicht etwa zu Muthe, als wenn ich die Sachen zum erstenmal sähe, sondern als ob ich sie wiedersähe. Ich bin nur kurze Zeit in Ve-

nedig, und habe mir die hiesige Existenz genugsam zugeeignet, und weiß, daß ich, wenn auch einen unvollständigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Venedig den 14. Oktober, 2 Stunden in der Nacht.

In den letzten Augenblicken meines Hierseyns: denn es geht sogleich mit dem Curirschiffe nach Ferrara. Ich verlasse Venedig gern: denn um mit Vergnügen und Nutzen zu bleiben müßte ich andere Schritte thun, die außer meinem Plan liegen: auch verläßt Jedermann nun diese Stadt, und sucht seine Gärten und Besitzungen auf dem festen Lande: Ich habe indeß gut aufgeladen, und trage das reiche, sonderbare, einzige Bild mit mir fort.

Ferrara bis Rom.

Den 16. Oktober, früh, auf dem Schiffe.

Meine Reisegesellschaft, Männer und Frauen, ganz leidliche uud natürliche Menschen, liegen noch alle schlafend in der Cajüte. Ich aber, in meinen Mantel gehüllt, blieb auf dem Verdeck die beyden Nächte. Nur gegen Morgen ward es kühl. Ich bin nun in den fünf und vierzigsten Grad wirklich eingetreten, und wiederhole mein altes Lied: dem Landesbewohner wollt' ich alles lassen, wenn ich nur, wie Dido, so viel Clima mit Riemen umspannen könnte, um unsere Wohnungen damit einzufassen. Es ist denn doch ein ander Seyn. Die Fahrt bey herrlichem Wetter war sehr angenehm, die Aus- und Ansichten einfach, aber anmuthig. Der

Po, ein freundlicher Fluß, zieht hier durch große Plainen, man sieht nur seine bebuschten und bewaldeten Ufer, keine Fernen. Hier, wie an der Etsch, sah ich alberne Wasserbaue, die kindisch und schädlich sind, wie die an der Saale.

Ferrara den 16. Nachts.

Seit früh sieben Uhr, deutschen Zeigers, hier angelangt, bereite ich mich, morgen wieder weg zu gehen. Zum erstenmal überfällt mich eine Art von Unlust, in dieser großen und schönen, flachgelegenen, entvölkerten Stadt. Dieselben Straßen belebte sonst ein glänzender Hof, hier wohnte Ariost unzufrieden, Tasso unglücklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir diese Stätte besuchen. Ariosts Grabmahl enthält viel Marmor, schlecht ausgetheilt. Statt Tassos Gefängniß zeigen sie einen Holzstall, oder Kohlengewölbe,

wo er gewiß nicht aufbewahrt worden ist. Auch weiß im Hause kaum jemand mehr, was man will. Endlich besinnen sie sich, um des Trinkgeldes willen. Es kommt mir vor, wie Doktor Luthers Dintenkleks, den der Castellan von Zeit zu Zeit wieder auffrischt. Die meisten Reisenden haben doch etwas Handwerkspurschenartiges, und sehen sich gern nach solchen Wahrzeichen um. Ich war ganz mürrisch geworden, so daß ich an einem schönen akademischen Institut, welches ein aus Ferrara gebürtiger Cardinal gestiftet und bereichert, wenig Theil nahm, doch erquickten mich einige alte Denkmale im Hofe.

Sodann erheiterte mich der gute Einfall eines Malers. Johannes der Täufer vor Herodes und Herodias. Der Prophet in seinem gewöhnlichen Wüstencostume deutet heftig auf die Dame. Sie sieht ganz gelassen den neben ihr sitzenden Fürsten, und der Fürst still und klug den Enthusiasten an. Vor dem

Könige steht ein Hund, weiß, mittelgroß, unter dem Rock der Herodias hingegen kommt ein kleiner Bologneser hervor, welche beyde den Propheten anbellen. Mich dünkt, das ist recht glücklich gedacht.

Cento den 17. Abends.

In einer bessern Stimmung als gestern, schreibe ich aus Guercins Vaterstadt. Es ist aber auch ein ganz anderer Zustand. Ein freundliches, wohlgebautes Städtchen, von ohngefähr fünf tausend Einwohnern, nahrhaft, lebendig, reinlich, in einer unübersehlich bebauten Plaine. Ich bestieg nach meiner Gewohnheit sogleich den Thurm. Ein Meer von Pappelspitzen, zwischen denen man, in der Nähe, kleine Bauerhöfchen erblickt, jedes mit seinem eignen Feld umgeben. Köstlicher Boden, ein mildes Clima. Es war ein Herbstabend, wie wir unserm Sommer selten einen

verdanken. Der Himmel, den ganzen Tag bedeckt, heiterte sich auf, die Wolken warfen sich nord- und südwärts an die Gebirge, und ich hoffe einen schönen morgenden Tag.

Hier sah ich die Apenninen, denen ich mich nähere, zum erstenmal. Der Winter dauert hier nur December und Januar, ein regnigter April, übrigens nach Beschaffenheit der Jahreszeit gut Wetter. Nie anhaltenden Regen; doch war dieser September besser und wärmer als ihr August. Die Apenninen begrüßte ich freundlich in Süden, denn ich habe der Flächen bald genug. Morgen schreibe ich dort an ihrem Fuße.

Guercino liebte seine Vaterstadt, wie überhaupt die Italiäner diesen Localpatriotismus im höchsten Sinne hegen und pflegen, aus welchem schönen Gefühl so viel köstliche Anstalten, ja die Menge Ortsheilige entsprungen sind. Unter jenes Meisters Leitung entstand

nun hier eine Maler-Akademie. Er hinterließ mehrere Bilder, an denen sich noch der Bürger freut, die es aber auch werth sind.

Guercin ist ein heiliger Name, und im Munde der Kinder wie der Alten.

Sehr lieb war mir das Bild, den auferstandenen Christus vorstellend, der seiner Mutter erscheint. Vor ihm knieend, blickt sie auf ihn mit unbeschreiblicher Innigkeit. Ihre Linke berührt seinen Leib, gleich unter der unseligen Wunde, die das ganze Bild verdirbt. Er hat seine linke Hand um ihren Hals gelegt, und biegt sich, um sie bequemer anzusehen, ein wenig mit dem Körper zurück. Dieses giebt der Figur etwas, ich will nicht sagen Gezwungenes, aber doch Fremdes. Demohngeachtet bleibt sie unendlich angenehm. Der stilltraurige Blick, mit dem er sie ansieht, ist einzig, als wenn ihm die Erinnerung seiner und ihrer Leiden, durch die Auf-

erstehung nicht gleich geheilt, vor der edlen Seele schwebte.

Strange hat das Bild gestochen, ich wünschte daß meine Freunde wenigstens diese Copie sähen.

Darauf gewann eine Madonna meine Neigung. Das Kind verlangt nach der Brust, sie schaudert schamhaft den Busen zu entblößen. Natürlich, edel, köstlich und schön.

Ferner eine Maria, die dem vor ihr stehenden und nach den Zuschauern gerichteten Kinde den Arm führt, daß es mit aufgehobenen Fingern den Segen austheile. Ein im Sinn der catholischen Mythologie sehr glücklicher und oft wiederholter Gedanke.

Guercin ist ein innerlich braver, männlich gesunder Maler, ohne Rohheit. Vielmehr haben seine Sachen eine zarte moralische Gra-

zie, eine ruhige Freyheit und Großheit, dabey etwas eignes, daß man seine Werke, wenn man einmal das Auge darauf gebildet hat, nicht verkennen wird. Die Leichtigkeit, Reinlichkeit und Vollendung seines Pinsels setzt in Erstaunen. Er bedient sich besonders schöner, in's Braunrothe gebrochener Farben zu seinen Gewändern. Diese harmoniren gar gut mit dem Blauen, das er auch gerne anbringt.

Die Gegenstände der übrigen Bilder, sind mehr oder weniger unglücklich. Der gute Künstler hat sich gemartert, und doch Erfindung und Pinsel, Geist und Hand verschwendet und verloren. Mir ist aber sehr lieb und werth, daß ich auch diesen schönen Kunstkreis gesehen habe, obgleich ein solches Vorüberrennen wenig Genuß und Belehrung gewährt.

Bologna den 18. Oktober Nachts.

Heute früh, vor Tage, fuhr ich von Cento weg, und gelangte bald genug hieher. Ein flinker und wohl unterrichteter Lohnbediente, sobald er vernahm, daß ich nicht lange zu verweilen gedächte, jagte mich durch alle Straßen, durch so viel Palläste und Kirchen, daß ich kaum in meinem Volkmann anzeichnen konnte, wo ich gewesen war, und wer weiß ob ich mich künftig bey diesen Merkzeichen aller der Sachen erinnere. Nun gedenke ich aber ein Paar lichter Punkte, an denen ich wahrhafte Beruhigung gefühlt.

Zuerst also die Cäcilia von Raphael! Es ist, was ich zum Voraus wußte, nun aber mit Augen sah: er hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünschten, und ich möchte jetzt nichts darüber sagen, als daß es von ihm ist. Fünf Heilige neben einander,

die uns alle nichts angehen, deren Existenz aber so vollkommen dasteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgelöst zu werden. Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen, und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preisen, der, wie Melchisedeck, ohne Vater und ohne Mutter erschienen wäre; muß man seine Vorgänger, seine Meister ansehen. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt, sie haben die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich gelegt, und mit einander wetteifernd die Pyramide stufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen diesen Vortheilen unterstützt, von dem himmlischen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufsetzte, über und neben dem kein anderer stehen kann.

Das historische Interesse wird besonders rege, wenn man die Werke der ältern Mei-

ster betrachtet. Francesco Francia ist ein gar respectabler Künstler, Peter von Perugia, ein so braver Mann, daß man sagen möchte eine ehrliche deutsche Haut. Hätte doch das Glück Albrecht Dürern tiefer nach Italien geführt. In München habe ich ein Paar Stücke von ihm gesehen, von unglaublicher Großheit. Der arme Mann, wie er sich in Venedig verrechnet und mit den Pfaffen einen Akkord macht, bey dem er Wochen und Monate verliert! Wie er auf seiner Niederländischen Reise gegen seine herrlichen Kunstwerke, womit er sein Glück zu machen hoffte, Papageyen eintauscht, und, um das Trinkgeld zu sparen, die Domestiquen portraitirt, die ihm einen Teller Früchte bringen! Mir ist so ein armer Narr von Künstler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schicksal ist, nur daß ich mir ein klein wenig besser zu helfen weiß.

Gegen Abend rettete ich mich endlich aus dieser alten, ehrwürdigen, gelehrten Stadt,

aus der Volksmenge, die in den gewölbten Lauben, welche man fast durch alle Straßen verbreitet sieht, geschützt vor Sonne und Witterung, hin und herwandlen, gaffen, kaufen und ihre Geschäfte treiben kann. Ich bestieg den Thurm und ergetzte mich an der freyen Luft. Die Aussicht ist herrlich! Im Norden sieht man die Paduanischen Berge, sodann die Schweizer-, Tyroler-, Friauler-Alpen, genug, die ganze nördliche Kette, dießmal im Nebel. Gegen Westen ein unbegränzter Horizont, aus dem nur die Thürme von Modena herausragen. Gegen Osten eine gleiche Ebene, bis an's Adriatische Meer, welches man bey Sonnenaufgang gewahr wird. Gegen Süden die Vorhügel der Apenninen, bis an ihre Gipfel bepflanzt, bewachsen, mit Kirchen, Pallästen, Gartenhäusern besetzt, wie die Vicentinischen Hügel. Es war ein ganz reiner Himmel, kein Wölkchen, nur am Horizont eine Art Höherauch. Der Thürmer versicherte, daß nunmehro seit sechs Jah-

ren dieser Nebel nicht aus der Ferne komme. Sonst habe er durch das Sehrohr die Berge von Vicenza mit ihren Häusern und Capellen gar wohl entdecken können, jetzt, bey den hellsten Tagen, nur selten. Und dieser Nebel lege sich denn vorzüglich an die nördliche Kette, und mache unser liebes Vaterland zum wahren Cimmerien. Der Mann ließ mich auch die gesunde Lage und Luft der Stadt daran bemerken, daß ihre Dächer wie neu aussähen, und kein Ziegel durch Feuchtigkeit und Moos angegriffen sey. Man muß gestehen, die Dächer sind alle rein und schön, aber die Güte der Ziegeln mag auch etwas dazu beytragen, wenigstens in alten Zeiten hat man solche in diesen Gegenden kostbar gebrannt

Der hängende Thurm ist ein abscheulicher Anblick, und doch höchst wahrscheinlich, daß er mit Fleiß so gebaut worden. Ich erkläre mir diese Thorheit folgendermaaßen. In den Zeiten der städtischen Unruhen ward jedes

große Gebäude zur Festung, aus der jede mächtige Familie einen Thurm erhob. Nach und nach wurde dieß zu einer Lust= und Ehrensache, jeder wollte auch mit einem Thurm prangen, und als zuletzt die graden Thürme gar zu alltäglich waren, so baute man einen schiefen. Auch haben Architekt und Besitzer ihren Zweck erreicht, man sieht an den vielen graden schlanken Thürmen hin, und sucht den krummen. Ich war nachher oben auf demselben. Die Backsteinschichten liegen horizontal. Mit gutem bindenden Kitt, und eisernen Ankern, kann man schon tolles Zeug machen.

Den 19. Oktober. Abends.

Meinen Tag habe ich bestmöglichst angewendet, um zu sehen und wiederzusehen, aber es geht mit der Kunst wie mit dem Leben, je weiter man hineinkommt, je breiter wird sie. An diesem Himmel treten wieder neue Gestirne hervor, die ich nicht berechnen kann und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Dominichin, in einer spätern glücklichern Kunstzeit entsprungen; sie aber wahrhaft zu genießen, gehört Wissen und Urtheil, welches mir abgeht und nur nach und nach erworben werden kann. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einsicht sind die meist unsinnigen Gegenstände der Bilder, über die man toll wird, indem man sie verehren und lieben möchte.

Es ist als da sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten, dar-

aus entstanden mancherley Ungeheuer. Indem der himmlische Sinn des Guido, sein Pinsel, der nur das Vollkommenste was geschaut werden kann hätte malen sollen, dich anzieht; so möchtest du gleich die Augen von den abscheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenständen wegkehren, und so geht es durchaus; man ist immer auf der Anatomie, dem Rabensteine, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas fantastisch von außen Erwartetes. Entweder Missethäter oder Verzuckte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler, um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübsche Zuschauerin herbey schleppt, allenfalls seine geistlichen Helden als Gliedermänner traktirt, und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist nichts was einen menschlichen Begriff gäbe! Unter zehn Sujets nicht eins das man hätte malen sol-

len, und das eine hat der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Das große Bild von Guido, in der Kirche der Mendicanti, ist alles was man malen, aber auch alles was man Unsinniges bestellen uud dem Künstler zumuthen kann. Es ist ein Votivbild. Ich glaube der ganze Senat hat es gelobt und auch erfunden. Die beyden Engel, die werth wären eine Psyche in ihrem Unglück zu trösten, müssen hier —.

Der heilige Proclus, eine schöne Figur; aber dann die andern, Bischöffe und Pfaffen! Unten sind himmlische Kinder, die mit Attributen spielen. Der Maler, dem das Messer an der Kehle saß, suchte sich zu helfen, wie er konnte, er mühte sich ab, nur um zu zeigen, daß nicht er der Barbar sey. Zwey nackte Figuren von Guido: ein Johannes in der Wüste, ein Sebastian, wie köstlich gemalt, und was sagen sie? der eine sperrt

das Maul auf, und der andere krümmt sich.

Betrachte ich in diesem Unmuth die Geschichte, so möchte ich sagen: der Glaube hat die Künste wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen ist Herr über sie geworden, und hat sie abermals zu Grunde gerichtet.

Nach Tische etwas milder und weniger anmaßlich gestimmt, als heute früh, bemerkte ich folgendes in meine Schreibtafel: Im Pallast Tanari ist ein berühmtes Bild von Guido, die säugende Maria vorstellend, über Lebensgröße, der Kopf als wenn ihn ein Gott gemalt hätte; unbeschreiblich ist der Ausdruck, mit welchem sie auf den säugenden Knaben heruntersieht. Mir scheint es eine stille, tiefe Duldung, nicht als wenn sie ein Kind der Liebe und Freude, sondern ein untergeschobenes himmlisches Wechselkind nur so an sich zehren ließe, weil es nun einmal nicht anders

ist, und sie in tiefster Demuth gar nicht begreift, wie sie dazu kommt. Der übrige Raum ist durch ein ungeheures Gewand ausgefüllt, welches die Kenner höchlich preisen, ich wußte nicht recht was ich daraus machen sollte. Auch sind die Farben dunkler geworden, das Zimmer und der Tag waren nicht die hellsten.

Ohneracht der Verwirrung in der ich mich befinde, fühle ich doch schon, daß Uebung, Bekanntschaft und Neigung mir schon in diesen Irrgärten zu Hülfe kommen. So sprach mich eine Beschneidung von Guercin mächtig an, weil ich den Mann schon kenne und liebe. Ich verzieh den unleidlichen Gegenstand und freute mich an der Ausführung. — Gemalt was man sich denken kann, alles daran respectabel und vollendet als wenn's Emaille wär'.

Und so geht mir's denn wie Bileam, dem confusen Propheten, welcher segnete da

er zu fluchen gedachte, und dieß würde noch öfter der Fall seyn, wenn ich länger verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael, oder die ihm wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben wird, so ist man gleich vollkommen geheilt und froh. So habe ich eine heilige Agatha gefunden, ein kostbares, obgleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künstler hat ihr eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit. Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieser süßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, so kann ich nicht verschweigen, daß, zu den großen Kunst- und Naturgegenständen, durch die ich mich durch-

arbeiten muß, noch eine wundersame Folge von poetischen Gestalten hindurch zieht, die mich beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortsetzen, aber was geschah, der Geist führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als möglich sey es hier verzeichnet:

Electra, in gewisser Hoffnung, daß Orest das Bild der Taurischen Diana nach Delphi bringen werde, erscheint in dem Tempel des Apoll, und widmet die grausame Axt, die so viel Unheil in Pelops Hause angerichtet, als schließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt, leider, einer der Griechen, und erzählt wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen sehen und sich glücklich gerettet. Die leidenschaftliche Electra kennt sich selbst nicht, und weiß nicht ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wuth richten soll.

Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contrastirt gar merkwürdig mit Electrens irdischer Leidenschaft, als die beyden Gestalten wechselseitig unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Electren. Diese ist im Begriff mit demselbigen Beil, welches sie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Uebel von Geschwistern abwendet. Wenn diese Scene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. Wo soll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre!

Indem ich mich nun in dem Drang einer solchen Ueberfüllung des Guten und Wünschenswerthen geängstigt fühle, so muß ich

meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr seyn, bedeutend genug schien. Es träumte mir nämlich: ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachsenen Insel, von der mir bewußt war, daß daselbst die schönsten Fasanen zu haben seyen. Auch handelte ich sogleich mit den Einwohnern um solches Gefieder, welches sie auch sogleich häufig, getödtet, herbeybrachten. Es waren wohl Fasanen, wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, so erblickte man lange farbig beaugte Schweife, wie von Pfauen oder seltenen Paradiesvögeln. Diese brachte man mir schockweise ins Schiff, legte sie mit den Köpfen nach innen, so zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federschweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichsten Schober bilden, den man sich denken kann und zwar so reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchschnitten wir

die ruhige Fluth und ich nannte mir indessen schon die Freunde, denen ich von diesen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwischen ungeheuer bemasteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck stieg, um meinem kleinen Kahn einen sichern Landungsplatz zu suchen.

An solchen Wahnbildern ergetzen wir uns, die, weil sie aus uns selbst entspringen, wohl Analogie mit unserm übrigen Leben und Schicksalen haben müssen.

Nun war ich auch in der berühmten wissenschaftlichen Anstalt, das Institut oder die Studien genannt. Das große Gebäude, besonders der innere Hof, sieht ernsthaft genug aus, obgleich nicht von der besten Baukunst. Auf den Treppen und Corridors fehlte es nicht an Stucco- und Frescozierden; alles ist anständig und würdig, und über die mannig-

faltigen schönen und wissenswerthen Dinge, die hier zusammen gebracht worden, erstaunt man billig, doch will es einem Deutschen dabey nicht wohl zu Muthe werden, der eine freyere Studienweise gewohnt ist.

Mir fiel eine frühere Bemerkung hier wieder in die Gedanken, daß sich der Mensch, im Gange der alles verändernden Zeit, so schwer los macht von dem was eine Sache zuerst gewesen, wenn ihre Bestimmung in der Folge sich auch verändert. Die christlichen Kirchen halten noch immer an der Basilikenform, wenn gleich die Tempelgestalt vielleicht dem Cultus vortheilhafter wäre. Wissenschaftliche Anstalten haben noch das klösterliche Ansehn, weil in solchen frommen Bezirken die Studien zuerst Raum und Ruhe gewannen. Die Gerichtssäle der Italiäner sind so weit und hoch, als das Vermögen einer Gemeinde zureicht, man glaubt auf dem Marktplatze unter freyem Himmel zu seyn, wo sonst Recht

gesprochen wurde. Und bauen wir nicht noch immer die größten Theater mit allem Zubehör unter ein Dach, als wenn es die erste Meßbude wäre, die man auf kurze Zeit von Bretern zusammen schlug? Durch den ungeheuern Zudrang der Wißbegierigen, um die Zeit der Reformation, wurden die Schüler in Bürgerhäuser getrieben, aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unsere Waisenhäuser aufthaten, und den armen Kindern diese so nothwendige Welterziehung verschafften.

Bologna, den 20. Abends.

Diesen heitern schönen Tag habe ich ganz unter freyem Himmel zugebracht. Kaum nahe ich mich den Bergen, so werde ich schon wieder vom Gestein angezogen. Ich komme mir vor, wie Antäus, der sich immer neu gestärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit seiner Mutter Erde in Berührung bringt.

Ich ritt nach Paderno, wo der sogenannte Bologneser Schwerspath gefunden wird, woraus man die kleinen Kuchen bereitet, welche calcinirt im Dunkeln leuchten, wenn sie vorher dem Lichte ausgesetzt gewesen, und die man hier kurz und gut Fosfori nennt.

Auf dem Wege fand ich schon ganze Felsen Fraueneis zu Tage anstehend, nachdem ich ein sandiges Thongebirg hinter mir gelassen hatte. Bey einer Ziegelhütte geht ein Wasserriß hinunter, in welchem sich viele kleinere ergießen. Man glaubt zuerst einen aufgeschwemmten Lehmhügel zu sehen, der vom Regen ausgewaschen wäre, doch konnte ich bey näherer Betrachtung von seiner Natur so viel entdecken. Das feste Gestein woraus dieser Theil des Gebirges besteht, ist ein sehr feinblättricher Schieferthon, welcher mit Gyps abwechselt. Das schiefrige Gestein ist so innig mit Schwefelkies gemischt, daß es, von Luft und Feuchtigkeit berührt, sich ganz und

gar verändert. Es schwillt auf, die Lagen verlieren sich, es entsteht eine Art Letten, muschlig, zerbröckelt, auf den Flächen glänzend, wie Steinkohlen. Nur an großen Stücken, deren ich mehrere zerschlug, und beyde Gestalten deutlich wahrnahm, konnte man sich von dem Uebergange, von der Umbildung überzeugen. Zugleich sieht man die muschligen Flächen mit weißen Punkten beschlagen, manchmal sind gelbe Partien drin; so zerfällt nach und nach die ganze Oberfläche, und der Hügel sieht wie ein verwitterter Schwefelkies im Großen aus. Es finden sich unter den Lagen auch härtere, grüne und rothe. Schwefelkies hab' ich in dem Gestein auch öfters angeflogen gefunden.

Nun stieg ich in den Schluchten des bröcklich aufgelösten Gebirgs hinauf, wie sie von den letzten Regengüssen durchwaschen waren, und fand, zu meiner Freude, den gesuchten Schwerspath häufig, meist in unvollkommener

Eyform, an mehreren Stellen des eben zerfallenden Gebirgs hervorschauen, theils ziemlich rein, theils noch von dem Thon, in welchem er stack, genau umgeben. Daß es keine Geschiebe seyen, davon kann man sich beym ersten Anblick überzeugen. Ob sie gleichzeitig mit der Schieferthonlage, oder ob sie erst bey Aufblähung oder Zersetzung derselben entstanden, verdient eine nähere Untersuchung. Die von mir gefundenen Stücke nähern sich, größer oder kleiner, einer unvollkommenen Eygestalt, die kleinsten gehen auch wohl in eine undeutliche Krystallform über. Das schwerste Stück, welches ich gefunden, wiegt siebzehn Loth. Auch fand ich in demselbigen Thon lose, vollkommene Gipskrystalle. Nähere Bestimmung werden Kenner, an den Stücken die ich mitbringe, zu entwickeln wissen. Und ich wäre nun also schon wieder mit Steinen belastet! ein Achtelscentner dieses Schwerspaths habe ich aufgepackt.

Den 20. Oktober, in der Nacht.

Wie viel hätte ich noch zu sagen, wenn ich alles gestehen wollte was mir an diesem schönen Tage durch den Kopf ging. Aber mein Verlangen ist stärker als meine Gedanken. Ich fühle mich unwiderstehlich vorwärts gezogen, nur mit Mühe sammle ich mich an dem Gegenwärtigen. Und es scheint, der Himmel erhört mich. Es meldet sich ein Vetturin grade nach Rom, und so werde ich übermorgen unaufhaltsam dorthin abgehen. Da muß ich denn wohl heute und morgen nach meinen Sachen sehn, manches besorgen und wegarbeiten.

Logano auf den Apenninen, den 21. Oktober Abends.

Ob ich mich heute selbst aus Bologna getrieben, oder ob ich daraus gejagt worden, wüßte ich nicht zu sagen. Genug, ich ergriff mit Leidenschaft einen schnellern Anlaß abzureisen. Nun bin ich hier in einem elenden Wirthshause, in Gesellschaft eines päpstlichen Offiziers, der nach Perugia seiner Vaterstadt, geht. Als ich mich zu ihm in den zweyrädrigen Wagen setzte, machte ich ihm, um etwas zu reden, das Compliment, daß ich, als ein Deutscher, der gewohnt sey mit Soldaten umzugehen, sehr angenehm finde, nun mit einem päpstlichen Offizier in Gesellschaft zu reisen. — Nehmt mir nicht übel, versetzte er darauf, ihr könnt wohl eine Neigung zum Soldatenstande haben, denn ich höre, in Deutschland ist alles Militär; aber was mich betrifft, obgleich unser Dienst sehr läßlich ist,

und ich in Bologna, wo ich in Garnison stehe, meiner Bequemlichkeit vollkommen pflegen kann, so wollte ich doch, daß ich diese Jacke los wäre, und das Gütchen meines Vaters verwaltete. Ich bin aber der jüngere Sohn, und so muß ich mir's gefallen lassen.

Den 22. Abends.

Giredo, auch ein kleines Nest auf den Apenninen, wo ich mich recht glücklich fühle, meinen Wünschen entgegen reisend. Heute gesellten sich reitend ein Herr und eine Dame zu uns, ein Engländer mit einer sogenannten Schwester. Ihre Pferde sind schön, sie reisen aber ohne Bedienung, und der Herr macht, wie es scheint, zugleich den Reitknecht und den Kammerdiener. Sie finden überall zu klagen, man glaubt einige Blätter im Archenholz zu lesen.

Die Apenninen sind mir ein merkwürdiges Stück Welt. Auf die große Fläche der Regionen des Po's folgt ein Gebirg, das sich aus der Tiefe erhebt, um, zwischen zwey Meeren, südwärts das feste Land zu endigen. Wäre die Gebirgsart nicht zu steil, zu hoch über der Meeresfläche, nicht so sonderbar verschlungen, daß Ebbe und Fluth vor alten Zeiten mehr und länger hätten hereinwirken, größere Flächen bilden und überspülen können; so wäre es eins der schönsten Länder in dem herrlichsten Clima, etwas höher als das andere Land. So aber ist's ein seltsam Gewebe von Bergrücken gegen einander, oft sieht man gar nicht ab, wohin das Wasser seinen Ablauf nehmen will. Wären die Thäler besser ausgefüllt, die Flächen mehr platt und überspült, so könnte man das Land mit Böhmen vergleichen, nur daß die Berge auf alle Weise einen andern Charakter haben. Doch muß man sich keine Bergwüste, sondern ein meist bebautes, obgleich gebirgiges Land

vorstellen. Castanien kommen hier sehr schön, der Waizen ist trefflich, und die Saat schon hübsch grün. Immergrüne Eichen mit kleinen Blättern stehen am Wege, um die Kirchen und Capellen aber schlanke Zypressen.

Gestern Abend war das Wetter trübe, heute ist's wieder hell und schön.

Den 25. Abends. Perugia.

Zwey Abende habe ich nicht geschrieben. Die Herbergen waren so schlecht, daß an kein Auslegen eines Blattes zu denken war. Auch fängt es mir an ein Bißchen verworren zu werden: denn seit der Abreise von Venedig spinnt sich der Reiserocken nicht so schön und glatt mehr ab.

Den drey und zwanzigsten früh, unserer Uhr um Zehne, kamen wir aus den Apen-

ninen hervor, und sahen Florenz liegen, in einem weiten Thal, das unglaublich bebaut, und ins Unendliche mit Villen und Häusern besät ist.

Die Stadt hatte ich eiligst durchlaufen, den Dom, das Baptisterium. Hier thut sich wieder eine ganz neue mir unbekannte Welt auf, an der ich nicht verweilen will. Der Garten Boboli liegt köstlich. Ich eilte so schnell heraus als hinein.

Der Stadt sieht man den Volksreichthum an, der sie erbaut hat; man erkennt, daß sie sich einer Folge von glücklichen Regierungen erfreute. Ueberhaupt fällt es auf, was in Toskana gleich die öffentlichen Werke, Wege, Brücken für ein schönes grandioses Ansehen haben. Es ist hier alles zugleich tüchtig und reinlich, Gebrauch und Nutzen mit Anmuth sind beabsichtigt, überall läßt sich eine belebende Sorgfalt bemerken. Der Staat des

Papstes hingegen scheint sich nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verschlingen will.

Wenn ich neulich von den Apenninen sagte, was sie seyn könnten, das ist nun Toskana: weil es so viel tiefer lag, so hat das alte Meer recht seine Schuldigkeit gethan, und tiefen Lehmboden aufgehäuft. Er ist hellgelb und leicht zu verarbeiten. Sie pflügen tief, aber noch recht auf die ursprüngliche Art: ihr Pflug hat keine Räder, und die Pflugschaar ist nicht beweglich. So schleppt sie der Bauer, hinter seinen Ochsen gebückt, einher, und wühlt die Erde auf. Es wird bis fünfmal gepflügt, wenigen und nur sehr leichten Dünger streuen sie mit den Händen. Endlich säen sie den Waizen, dann häufen sie schmale Sotteln auf, dazwischen entstehen tiefe Furchen, alles so gerichtet, daß das Regenwasser ablaufen muß. Die Frucht wächst nun auf den Sotteln in die Höhe, in den Furchen gehen sie hin und her wenn sie jäten.

Diese Verfahrungsart ist begreiflich, wo Nässe zu fürchten ist; warum sie es aber auf den schönsten Gebreiten thun, kann ich nicht einsehen. Diese Betrachtung machte ich bey Arezzo, wo sich eine herrliche Plaine aufthut. Reiner kann man kein Feld sehen, nirgends auch nur eine Erdscholle, alles klar wie gesiebt. Der Waizen gedeiht hier recht schön, und er scheint hier alle seiner Natur gemäßen Bestimmungen zu finden. Das zweyte Jahr bauen sie Bohnen für die Pferde, die hier keinen Hafer bekommen. Es werden auch Lupinen gesäet, die jetzt schon vortrefflich grün stehen und im März Früchte bringen. Auch der Lein hat schon gekeimt, er bleibt den Winter über und wird durch den Frost nur dauerhafter.

Die Oelbäume sind wunderliche Pflanzen, sie sehen fast wie Weiden, verlieren auch den Kern, und die Rinde klafft aus einander. Aber sie haben dessohngeachtet ein festeres

Ansehn. Man sieht auch dem Holze an, daß es langsam wächst, und sich unsäglich fein organisirt. Das Blatt ist weidenartig, nur weniger Blätter am Zweige. Um Florenz, an den Bergen, ist alles mit Oelbäumen und Weinstöcken bepflanzt, dazwischen wird das Erdreich zu Körnern benutzt. Bey Arezzo und so weiter, läßt man die Felder freyer. Ich finde daß man dem Epheu nicht genug abwehrt, der den Oelbäumen und andern schädlich ist, da es so ein leichtes wäre ihn zu zerstören. Wiesen sieht man gar nicht. Man sagt das türkische Korn zehre den Boden aus; seitdem es eingeführt worden habe der Ackerbau in anderm Betracht verloren. Ich glaube es wohl, bey dem geringen Dünger.

Heute Abend habe ich von meinem Hauptmann Abschied genommen, mit der Versicherung, mit dem Versprechen, ihn auf meiner Rückreise in Bologna zu besuchen. Er ist ein wahrer Repräsentant vieler seiner Landsleute.

Hier einiges, das ihn besonders bezeichnet. Da ich oft still und nachdenklich war, sagte er einmal: „che pensa! non deve mai pensar l'uomo, pensando s'invecchia.“ das ist verdolmetscht: „Was denkt ihr viel! der Mensch muß niemals denken, denkend altert man nur.“ Und nach einigem Gespräch: „non deve fermarsi l'uomo in una sola cosa, perche allora divien matto; bisogna aver mille cose, una confusione nella testa.“ auf Deutsch: „der Mensch muß sich nicht auf eine einzige Sache heften, denn da wird er toll, man muß tausend Sachen, eine Confusion im Kopfe haben.“

Der gute Mann konnte freylich nicht wissen, daß ich eben darum still und nachdenkend war, weil eine Confusion von alten und neuen Gegenständen mir den Kopf verwirrte. Die Bildung eines solchen Italiäners wird man noch klarer aus folgendem erkennen. Da er wohl merkte daß ich Protestant sey, sagte er

nach einigem Umschweif, ich möchte ihm doch gewisse Fragen erlauben, denn er habe so viel wunderliches von uns Protestanten gehört, worüber er endlich einmal Gewißheit zu haben wünsche. Dürft ihr denn, so fragte er, mit einem hübschen Mädchen auf einen guten Fuß leben, ohne mit ihr grade verheiratet zu seyn? — erlauben euch das eure Priester? Ich erwiederte darauf: unsere Priester sind kluge Leute, welche von solchen Kleinigkeiten keine Notiz nehmen. Freylich, wenn wir sie darum fragen wollten, so würden sie es uns nicht erlauben. Ihr braucht sie also nicht zu fragen? rief er aus, o ihr Glücklichen! und da ihr ihnen nicht beichtet, so erfahren sie's nicht. Hierauf erging er sich in Schelten und Mißbilligen seiner Pfaffen, und in dem Preise unserer seligen Freyheit. — Was jedoch die Beichte betrifft, fuhr er fort, wie verhält es sich damit? man erzählt uns, daß alle Menschen, auch die keine Christen sind, dennoch beichten müssen, weil sie aber in ihrer Ver-

stockung nicht das rechte treffen können, so beichten sie einem alten Baume; welches denn freylich lächerlich und gottlos genug ist, aber doch beweist, daß sie die Nothwendigkeit der Beichte anerkennen. Hierauf erklärte ich ihm unsere Begriffe von der Beichte, und wie es dabey zugehe. Das kam ihm sehr bequem vor, er meynte aber, es sey ohngefähr eben so gut als wenn man einem Baum beichtete. Nach einigem Zaudern ersucht' er mich sehr ernsthaft, über einen andern Punkt ihm redlich Auskunft zu geben: er habe nämlich, aus dem Munde einer seiner Priester, der ein wahrhafter Mann sey, gehört, daß wir unsere Schwestern heiraten dürften, welches denn doch eine starke Sache sey. Als ich diesen Punkt verneinte, und ihm einige menschliche Begriffe von unserer Lehre beybringen wollte, mochte er nicht sonderlich darauf merken, denn es kam ihm zu alltäglich vor, und er wandte sich zu einer neuen Frage: — Man versichert uns, sagte er, daß Friedrich der

Große, welcher so viele Siege selbst über die Gläubigen davon getragen, und die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, daß er, den jedermann für einen Ketzer hält, wirklich katholisch sey, und vom Papste die Erlaubniß habe, es zu verheimlichen: denn er kommt, wie man weiß, in keine eurer Kirchen, verrichtet aber seinen Gottesdienst in einer unterirdischen Capelle, mit zerknirschtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf, denn freylich, wenn er das thäte, würden ihn seine Preußen, die ein bestialisches Volk und wüthende Ketzer sind, auf der Stelle todt schlagen, wodurch denn der Sache nicht geholfen wäre. Deßwegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubniß gegeben, dafür er denn aber auch die alleinseligmachende Religion im Stillen so viel ausbreitet und begünstigt als möglich. Ich ließ das alles gelten und erwiederte nur: da es ein großes Geheimniß sey, könnte freylich niemand davon Zeugniß geben. Unsere fernere Unterhaltung war unge-

fähr immer von derselben Art, so daß ich mich über die kluge Geistlichkeit wundern mußte, welche alles abzulehnen und zu entstellen sucht, was den dunkeln Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte.

Ich verließ Perugia an einem herrlichen Morgen, und fühlte die Seligkeit wieder allein zu seyn. Die Lage der Stadt ist schön, der Anblick des Sees höchst erfreulich. Ich habe mir die Bilder wohl eingedrückt. Der Weg ging erst hinab, dann in einem frohen, an beyden Seiten in der Ferne von Hügeln eingefaßten Thale hin, endlich sah ich Assisi liegen.

Aus Palladio und Volkmann wußte ich, daß ein köstlicher Tempel der Minerva, zu Zeiten Augusts gebaut, noch vollkommen erhalten dastehe. Ich verließ bey Madonna del Angelo meinen Vetturin, der seinen Weg

nach Foligno verfolgte, und stieg unter einem starken Wind, nach Assisi hinauf, denn ich sehnte mich, durch die für mich so einsame Welt eine Fußwanderung anzustellen. Die ungeheuren Substruktionen der babylonisch übereinander gethürmten Kirchen, wo der heilige Franziskus ruht, ließ ich links, mit Abneigung, denn ich dachte mir daß darin die Köpfe so wie mein Hauptmanns-Kopf gestempelt würden. Dann fragte ich einen hübschen Jungen nach der Maria della Minerva, er begleitete mich die Stadt hinauf, die an einen Berg gebaut ist. Endlich gelangten wir in die eigentliche alte Stadt, und siehe das löblichste Werk stand vor meinen Augen, das erste vollständige Denkmal der alten Zeit, das ich erblickte. Ein bescheidener Tempel, wie er sich für eine so kleine Stadt schickte, und doch so vollkommen, so schön gedacht, daß er überall glänzen würde. Nun vorerst von seiner Stellung! Seitdem ich in Vitruv und Palladio gelesen, wie man Städte bauen,

Tempel und öffentliche Gebäude stellen müsse, habe ich einen großen Respect vor solchen Dingen. Auch hierin waren die Alten so groß im Natürlichen. Der Tempel steht auf der schönen mittlern Höhe des Berges, wo eben zwey Hügel zusammen treffen, auf dem Platz, der noch jetzt der Platz heißt. Dieser steigt selbst ein wenig an, und es kommen auf demselben vier Straßen zusammen, die ein sehr gedrücktes Andreas-Kreuz machen, zwey von unten herauf, zwey von oben herunter. Wahrscheinlich standen zur alten Zeit die Häuser noch nicht, die jetzt dem Tempel gegenüber gebaut die Aussicht versperren. Denkt man sie weg, so blickte man gegen Mittag in die reichste Gegend, und zugleich würde Minervens Heiligthum von allen Seiten her gesehen. Die Anlage der Straßen mag alt seyn, denn sie folgen aus der Gestalt und dem Abhange des Berges. Der Tempel steht nicht in der Mitte des Platzes, aber so gerichtet, daß er dem von Rom heraufkom-

menden verkürzt gar schön sichtbar wird. Nicht allein das Gebäude sollte man zeichnen, sondern auch die glückliche Stellung.

An der Façade konnte ich mich nicht satt sehen, wie genialisch consequent auch hier der Künstler gehandelt. Die Ordnung ist corinthisch, die Säulenweiten etwas über zwey Modell. Die Säulenfüße und die Platten darunter scheinen auf Piedestalen zu stehen, aber es scheint auch nur: denn der Sockel ist fünfmal durchschnitten und jedesmal gehen fünf Stufen zwischen den Säulen hinauf, da man denn auf die Fläche gelangt worauf eigentlich die Säulen stehen, und von welcher man auch in den Tempel hinein geht. Das Wagstück den Sockel zu durchschneiden, war hier am rechten Platze, denn da der Tempel am Berge liegt, so hätte die Treppe, die zu ihm hinauf führte, viel zu weit vorgelegt werden müssen, und würde den Platz verengt haben. Wie viel Stufen noch unterhalb gele-

gen, läßt sich nicht bestimmen, sie sind, außer wenigen, verschüttet und zugepflastert. Ungern riß ich mich von dem Anblick los, und nahm mir vor, alle Architekten auf dieses Gebäude aufmerksam zu machen, damit uns ein genauer Riß davon zukäme. Denn was Ueberlieferung für ein schlechtes Ding sey, mußte ich diesesmal wieder bemerken. Palladio, auf den ich alles vertraute, giebt zwar dieses Tempels Bild, er kann ihn aber nicht selbst gesehen haben, denn er setzt wirklich Piedestale auf die Fläche, wodurch die Säulen unmäßig in die Höhe kommen und ein garstiges, palmirenisches Ungeheuer entsteht, anstatt daß in der Wirklichkeit ein ruhiger, lieblicher, das Auge und den Verstand befriedigender Anblick erfreut. Was sich durch die Beschauung dieses Werks in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen, und wird ewige Früchte bringen. Ich ging am schönsten Abend, die römische Straße bergab, im Gemüth zum schönsten beruhiget, als ich hinter mir, rauhe

heftige Stimmen vernahm, die unter einander stritten. Ich vermuthete, daß es die Sbirren seyn möchten, die ich schon in der Stadt bemerkt hatte. Ich ging gelassen vor mich hin, und horchte hinterwärts. Da konnte ich nun gar bald bemerken, daß es auf mich gemünzt sey. Vier solcher Menschen, zwey davon mit Flinten bewaffnet, in unerfreulicher Gestalt, gingen vor mir vorbey, brummten, kehrten nach einigen Schritten zurück und umgaben mich. Sie fragten, wer ich wäre, und was ich hier thäte? Ich erwiederte, ich sey ein Fremder der seinen Weg über Assisi zu Fuße mache, indessen der Vetturin nach Foligno fahre. Dieß kam ihnen nicht wahrscheinlich vor, daß jemand einen Wagen bezahle und zu Fuße gehe. Sie fragten ob ich im Gran Convento gewesen sey. Ich verneinte dieß, und versicherte ihnen, ich kenne das Gebäude von alten Zeiten her. Da ich aber ein Baumeister sey, habe ich dießmal nur die Maria della Minerva in Augenschein

genommen, welches, wie sie wüßten, ein musterhaftes Gebäude sey. Das läugneten sie nicht, nahmen aber sehr übel, daß ich dem Heiligen meine Aufwartung nicht gemacht, und gaben ihren Verdacht zu erkennen, daß wohl mein Handwerk seyn möchte, Contrebande einzuschwärzen. Ich zeigte ihnen das Lächerliche, daß ein Mensch, der allein auf der Straße gehe, ohne Ranzen mit leeren Taschen, für einen Contrebandisten gehalten werden solle. Darauf erbot ich mich mit ihnen nach der Stadt zurück und zum Podesta zu gehen, ihm meine Papiere vorzulegen, da er mich denn als einen ehrenvollen Fremden anerkennen werde. Sie brummten hierauf und meynten es sey nicht nöthig, und als ich mich immerfort mit entschiedenem Ernst betrug, entfernten sie sich endlich wieder nach der Stadt zu. Ich sah ihnen nach. Da gingen nun diese rohen Kerls im Vordergrunde, und hinter ihnen her blickte mich die liebliche Minerva noch einmal sehr freundlich und

tröstend an, dann schaute ich links auf den tristen Dom des heiligen Franziskus, und wollte meinen Weg verfolgen, als einer der unbewaffneten sich von der Truppe sonderte, und ganz freundlich auf mich los kam. Grüßend sagte er sogleich: ihr solltet, mein Herr Fremder, wenigstens mir ein Trinkgeld geben, denn ich versichere, daß ich euch alsobald für einen braven Mann gehalten, und dieß laut gegen meine Gesellen erklärt habe. Das sind aber Hitzköpfe und gleich oben hinaus, und haben keine Weltkenntniß. Auch werdet ihr bemerkt haben, daß ich euren Worten zuerst Beyfall und Gewicht gab. Ich lobte ihn deßhalb, und ersuchte ihn ehrenhafte Fremde, die nach Assisi, sowohl wegen der Religion, als wegen der Kunst kämen, zu beschützen; besonders die Baumeister, die zum Ruhme der Stadt, den Minerven-Tempel, den man noch niemals recht gezeichnet und in Kupfer gestochen, nunmehro messen und abzeichnen wollten. Er möchte ihnen zur Hand gehen,

da sie sich denn gewiß dankbar erweisen würden, und somit drückte ich ihm einige Silberstücke in die Hand, die ihn über seine Erwartung erfreuten. Er bat mich, ja wieder zu kommen, besonders müsse ich das Fest des Heiligen nicht versäumen, wo ich mich mit größter Sicherheit erbauen und vergnügen sollte. Ja, wenn es mir, als einem hübschen Manne, wie billig, um ein hübsches Frauenzimmer zu thun sey, so könne er mir versichern, daß die schönste und ehrbarste Frau von ganz Assisi, auf seine Empfehlung, mich mit Freuden aufnehmen werde. Er schied nun betheurend, daß er noch heute Abend, bey dem Grabe des Heiligen, meiner in Andacht gedenken, und für meine fernere Reise beten wolle. So trennten wir uns, und mir war sehr wohl mit der Natur und mit mir selbst wieder allein zu seyn. Der Weg nach Foligno war einer der schönsten und anmuthigsten Spaziergänge, die ich jemals zurückge-

legt. Vier volle Stunden, an einem Berge hin, rechts ein reichbebautes Thal.

Mit den Vetturinen ist es eine leidige Fahrt; das beste, daß man ihnen bequem zu Fuße folgen kann. Von Ferrara laß ich mich nun immer bis hieher so fort schleppen. Dieses Italien, von Natur höchlich begünstiget, blieb in allem Mechanischen und Technischen, worauf doch eine bequemere und frischere Lebensweise gegründet ist, gegen alle Länder unendlich zurück. Das Fuhrwerk der Vetturine, welches noch Sedia, ein Sessel heißt, ist gewiß aus den alten Tragsesseln entstanden, in welchen sich Frauen, ältere und vornehmere Personen, von Maulthieren tragen ließen. Statt des hintern Maulthiers, das man hervor neben die Gabel spannte, setzte man zwey Räder unter, und an keine weitere Verbesserung ward gedacht. Man wird, wie vor Jahrhunderten noch immer fortgeschaukelt, und so sind sie in ihren Wohnungen und allem.

Wenn man die erste poetische Idee, daß die Menschen meist unter freyem Himmel lebten, und sich gelegentlich manchmal aus Noth in Höhlen zurückzogen, noch realisirt sehen will, so muß man die Gebäude hier herum, besonders auf dem Lande betreten, ganz im Sinn und Geschmack der Höhlen. Eine so unglaubliche Sorglosigkeit haben sie, um über dem Nachdenken nicht zu veralten. Mit unerhörtem Leichtsinn versäumen sie, sich auf den Winter, auf längere Nächte vorzubereiten, und leiden deßhalb einen guten Theil des Jahres wie die Hunde. Hier in Foligno, in einer völlig homerischen Haushaltung, wo alles um ein auf der Erde brennendes Feuer, in einer großen Halle versammelt ist, schreyt und lärmt, am langen Tische speist, wie die Hochzeit von Cana gemalt wird, ergreife ich die Gelegenheit dieses zu schreiben, da einer ein Dintenfaß holen läßt, woran ich unter solchen Umständen nicht gedacht hätte. Aber man sieht auch diesem Blatt die Kälte

und die Unbequemlichkeit meines Schreibtisches an.

Jetzt fühl' ich wohl die Verwegenheit unvorbereitet und unbegleitet in dieses Land zu gehen. Mit dem verschiedenen Gelde, den Vetturinen, den Preisen, den schlechten Wirthshäusern ist es eine tagtägliche Noth, daß einer, der zum erstenmale, wie ich allein geht, und ununterbrochnen Genuß hoffte und suchte, sich unglücklich genug fühlen müßte. Ich habe nichts gewollt als das Land sehen, auf welche Kosten es sey, und wenn sie mich auf Ixions Rad nach Rom schleppen, so will ich mich nicht beklagen.

Terni, den 27. Oktober Abends.

Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten; das Städtchen liegt in einer köstlichen Gegend, die ich auf einem Rundgange um dasselbe her, mit Freuden beschaute, am Anfang einer schönen Plaine zwischen Bergen die alle noch Kalk sind. Wie Bologna drüben, so ist Terni hüben an den Fuß des Gebirgs gesetzt.

Nun da der päpstliche Soldat mich verlassen, ist ein Priester mein Gefährte. Dieser scheint schon mehr mit seinem Zustande zufrieden, und belehrt mich, den er freylich schon als Ketzer erkennt, auf meine Fragen sehr gern von dem Ritus und andern dahin gehörigen Dingen. Dadurch daß ich immer wieder unter neue Menschen komme, erreiche ich durchaus meine Absicht, man muß das

Volk nur unter einander reden hören, was das für ein lebendiges Bild des ganzen Landes giebt. Sie sind auf die wunderbarste Weise sämmtlich Widersacher, haben den sonderbarsten Privinzial-und Stadteifer, können sich alle nicht leiden, die Stände sind in ewigem Streit und das alles mit inniger, lebhafter, gegenwärtiger Leidenschaft, daß sie einem den ganzen Tag Comödie geben und sich bloßstellen, und doch fassen sie zugleich wieder auf, und merken gleich wo der Fremde sich in ihr Thun und Lassen nicht finden kann.

Spoleto hab' ich bestiegen, und war auf der Wasserleitung, die zugleich Brücke von einem Berg zu einem andern ist. Die zehen Bogen, welche über das Thal reichen, stehen von Backsteinen ihre Jahrhunderte so ruhig da, und das Wasser quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden. Das ist nun das dritte Werk der Alten das ich sehe und immer derselbe große Sinn. Ei-

ne zweyte Natur die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst, so steht das Amphitheater, der Tempel und der Aquaduct. Nun fühle ich erst wie mir mit Recht alle Willkührlichkeiten verhaßt waren, wie z. B. der Winterkasten auf dem Weißenstein, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confectaufsatz, und so mit tausend andern Dingen. Das steht nun alles todtgeboren da, denn was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben, und kann nicht groß seyn und nicht groß werden.

Was bin ich nicht den letzten acht Wochen schuldig geworden, an Freuden und Einsicht; aber auch Mühe hat michs genug gekostet. Ich halte die Augen nur immer offen, und drücke mir die Gegenstände recht ein. Urtheilen möchte ich gar nicht, wenn es nur möglich wäre.

San Crocefisso, eine wunderliche Capelle am Wege, halte ich nicht für den Rest eines

Tempels der am Orte stand, sondern man hat Säulen, Pfeiler, Gebälke gefunden und zusammengeflickt, nicht dumm aber toll. Beschreiben läßt sichs gar nicht, es ist wohl irgendwo in Kupfer gestochen.

Und so wird es einem denn doch wunderbar zu Muthe, daß uns, indem wir bemüht sind, einen Begriff des Alterthums zu erwerben, nur Ruinen entgegen stehen, aus denen man sich nun wieder das kümmerlich aufzuerbauen hätte, wovon man noch keinen Begriff hat.

Mit dem was man classischen Boden nennt, hat es eine andere Bewandniß. Wenn man hier nicht fantastisch verfährt, sondern die Gegend real nimmt, wie sie daliegt, so ist sie doch immer der entscheidende Schauplatz, der die größten Thaten bedingt, und so habe ich immer bisher den geologischen und landschaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und

Empfindung zu unterdrücken, und mir ein freyes klares Anschauen der Localität zu erhalten. Da schließt sich denn auf eine wundersame Weise die Geschichte lebendig an, und man begreift nicht wie einem geschieht, und ich fühle die größte Sehnsucht den Tacitus in Rom zu lesen.

Das Wetter darf ich auch nicht ganz hintan setzen. Da ich von Bologna die Apenninen herauf kam, zogen die Wolken noch immer nach Norden, späterhin veränderten sie ihre Richtung und zogen nach dem Trasimenischen See. Hier blieben sie hangen, zogen auch wohl gegen Mittag. Statt also daß die große Plaine des Po den Sommer über alle Wolken nach dem Tyroler Gebirg schickt, sendet sie jetzt einen Theil nach den Apenninen, daher mag die Regenzeit kommen.

Man fängt nun an die Oliven abzulesen. Sie thun es hier mit den Händen, an an-

dern Orten schlagen sie mit Stöcken drein. Kommt ein frühzeitiger Winter, so bleiben die übrigen bis gegen das Frühjahr hängen. Heute habe ich auf sehr steinigem Boden die größten ältesten Bäume gesehen.

Die Gunst der Musen, wie die der Dämonen, besucht uns nicht immer zur rechten Zeit. Heute ward ich aufgeregt etwas auszubilden, was gar nicht an der Zeit ist. Dem Mittelpunkte des Catholicismus mich nähernd, von Catholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie eingesperrt, indem ich mit reinstem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen trachte, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthum alle Spur verloschen ist, ja wenn ich mir es in seiner Reinheit vergegenwärtigte, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum lastet.

Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Aufwicklungen gewesen, und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr geräth zum zweitenmal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: venio iterum crucifigi, sollte mir bey dieser Catastrophe zum Stoff dienen.

Dergleichen Träume schweben mir vor. Denn aus Ungeduld weiter zu kommen, schlafe ich angekleidet, und weiß nichts hübscheres, als vor Tag aufgeweckt zu werden, mich schnell in den Wagen zu setzen, und zwischen Schlaf und Wachen dem Tag entgegen zu fahren, und dabey die ersten besten Phantasiebilder, nach Belieben walten zu lassen.

Citta Castellana den 28 Oktober.

Den letzten Abend will ich nicht fehlen. Es ist noch nicht acht Uhr, und alles schon zu Bette, so kann ich noch zu guterletzt des Vergangenen gedenken, und mich aufs nächst Künftige freuen. Heute war ein ganz heiterer herrlicher Tag, der Morgen sehr kalt, der Tag klar und warm, der Abend etwas windig, aber sehr schön.

Von Terni fuhren wir sehr früh aus, Narni kamen wir hinauf ehe es Tag war, und so habe ich die Brücke nicht gesehen. Thäler und Tiefen, Nähe und Fernen, köstliche Gegenden, alles Kalkgebirg, auch nicht eine Spur eines andern Gesteins.

Otricoli liegt auf einem der, von den ehemaligen Strömungen zusammen geschwemmten,

Kieshügel und ist von Lava gebaut jenseits des Flusses hergeholt.

Sobald man über die Brücke hinüber ist, findet man sich im vulkanischen Terrain, es sey nun unter wirklichen Laven, oder unter früherm Gestein durch Röstung und Schmelzung verändert. Man steigt einen Berg herauf, den man für graue Lava ansprechen möchte. Sie enthält viele weiße, granatförmig gebildete Crystalle. Die Chaussee die von der Höhe nach Citta Castellana geht, von eben diesem Stein, sehr schön glatt gefahren, die Stadt auf vulkanischen Tuff gebaut, in welchem ich Asche, Bimstein und Lavastücke zu entdecken glaubte. Vom Schlosse ist die Aussicht sehr schön, der Berg Soracte steht einzeln gar malerisch da, wahrscheinlich ein zu den Apenninen gehöriger Kalkberg. Die vulkanisirenden Strecken sind viel niedriger als die Apenninen, und nur das durchreißende Wasser hat aus ihnen Berge und Felsen gebildet, da denn herrlich

malerische Gegenstände, überhangende Klippen und sonstige landschaftliche Zufälligkeiten, gebildet werden.

Morgen Abend also in Rom. Ich glaube es noch jetzt kaum, und wenn dieser Wunsch erfüllt ist, was soll ich mir nachher wünschen, ich wüßte nichts als daß ich mit meinem Fasanenkahn glücklich zu Hause landen und meine Freunde gesund, froh und wohlwollend antreffen möge.

R o m.

Rom den 1. November 1786.

Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sey mir das Geheimniß und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch sagen, daß ich tausendmal; ja beständig eurer gedenke, in der Nähe der Gegenstände, die ich allein zu sehen niemals glaubte. Nur da ich jedermann mit Leib und Seele in Norden gefesselt, alle Anmuthung nach diesen Gegenden verschwun-

den sah, konnte ich mich entschließen einen langen einsamen Weg zu machen, und den Mittelpunkt zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog. Ja die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen: zuletzt durft' ich kein lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italiänischen Gegend. Die Begierde dieses Land zu sehen, war überreif; da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswerth, ja um desto wünschenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eignem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen.

Rom den 1. November 1786.

Ja ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt! Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor funfzehn Jahren gesehn hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eignen Augen sehen und besuchen; so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zu Theil ward.

Ueber das Tyroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde nach Rom zu kommen war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleibens mehr war, und ich mich nur drey Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig und wie es scheint auf mein

ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend seh' ich nun lebendig, die ersten Kupferbilder deren ich mich erinnere, (mein Vater hatte die Prospecte von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt) seh' ich nun in Wahrheit, und alles was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gyps und Kork schon lange gekannt, steht nun beysammen vor mir, wohin ich gehe finde ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt, es ist alles wie ich mir's dachte und alles neu. Eben so kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können.

Da Pygmalions Elise, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt, und ihr so viel Wahrheit und Daseyn gegeben hatte, als der Künstler vermag, endlich auf ihn zukam und sagte: ich bins! wie anders war die Lebendige, als der gebildete Stein.

Wie moralisch heilsam ist mir es dann auch, unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben, über das so viel Redens und Schreibens ist, das jeder Fremde nach dem Maaßstabe beurtheilt den er mitbringt. Ich verzeihe jedem der sie tadelt und schilt, sie stehn zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, ist beschwerlich und kostspielig.

Rom den 3. November.

Einer der Hauptbeweggründe die ich mir vorspiegelte um nach Rom zu eilen, war das Fest Allerheiligen, der erste November: denn ich dachte, geschieht dem einzelnen Heiligen so viel Ehre, was wird es erst mit allen werden. Allein wie sehr betrog ich mich. Kein auffallend allgemeines Fest hatte die römische Kirche beliebt und jeder Orden mochte im besondern das Andenken seines Patrons im Stillen feyern, denn das Namensfest und der ihm zugetheilte Ehrentag ist's eigentlich, wo jeder in seiner Glorie erscheint.

Gestern aber, am Tage Allerseelen gelang mir's besser. Das Andenken dieser feyert der Papst in seiner Haus-Capelle auf dem Quirinal. Jedermann hat freyen Zutritt. Ich eilte mit Tischbein auf den Monte Cavallo.

Der Platz vor dem Pallaste hat was ganz eignes Individuelles, so unregelmäßig als grandios und lieblich. Die beyden Colossen erblickt ich nun! Weder Auge noch Geist sind hinreichend sie zu fassen. Wir eilten mit der Menge durch den prächtig geräumigen Hof eine übergeräumige Treppe hinauf. In diesen Vorsälen, der Capelle gegenüber, in der Ansicht der Reihe von Zimmern, fühlt man sich wunderbar unter Einem Dache mit dem Statthalter Christi.

Die Function war angegangen, Papst und Cardinäle schon in der Kirche. Der heilige Vater, die schönste würdigste Männergestalt, Cardinäle von verschiedenem Alter und Bildung.

Mich ergriff ein wunderbar Verlangen das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und, von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzücken

sprechend, uns in Entzücken versetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare sich nur hin und her bewegen sah, bald nach dieser bald nach jener Seite sich wendend, sich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd, da regte sich die protestantische Erbsünde und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Christus schon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in seinem Jünglingsleben, gewiß nicht schweigend, gelehrt und gewirkt, denn er sprach gern, geistreich und gut, wie wir aus den Evangelien wissen. Was würde der sagen, dacht' ich, wenn er hereinträte und sein Ebenbild auf Erden summend und hin und wieder wankend anträfe? das venio iterum crucifigi! fiel mir ein und ich zupfte meinen Gefährten, daß wir ins Freye der gewölbten und gemalten Säle kämen.

Hier fanden wir eine Menge Personen, die köstlichen Gemälde aufmerksam betrachtend,

denn dieses Fest Allerseelen ist auch zugleich das Fest aller Künstler in Rom. Ebenso wie die Capelle ist der ganze Pallast und die sämmtlichen Zimmer jedem zugänglich und diesen Tag für viele Stunden frey und offen, man braucht kein Trinkgeld zu geben und wird von dem Castellan nicht gedrängt.

Die Wandgemälde beschäftigten mich und ich lernte da neue, mir kaum dem Namen nach bekannte treffliche Männer kennen, so wie z. B. den heitern Carl Maratt schätzen und lieben.

Vorzüglich willkommen aber waren mir die Meisterstücke der Künstler, deren Art und Weise ich mir schon eingeprägt hatte. Ich sah mit Bewunderung die heilige Petronilla von Guercin, ehemals in St. Peter, wo nun eine musivische Copie anstatt des Originals aufgestellt ist. Der Heiligen Leichnam wird aus dem Grabe gehoben und dieselbe

Person neubelebt in der Himmelshöhe von einem göttlichen Jüngling empfangen. Was man auch gegen diese doppelte Handlung sagen mag, das Bild ist unschätzbar.

Noch mehr erstaunte ich vor einem Bilde von Titian. Es überleuchtet alle die ich gesehen habe. Ob mein Sinn schon geübter, oder ob es wirklich das vortrefflichste sey, weiß ich nicht zu unterscheiden. Ein ungeheures Meßgewand das von Stickerey, ja von getriebenen Goldfiguren starrt, umhüllt eine ansehnliche bischöffliche Gestalt. Den massiven Hirtenstab in der Linken blickt er entzückt in die Höhe, mit der Rechten hält er ein Buch, woraus er so eben eine göttliche Berührung empfangen zu haben scheint. Hinter ihm eine schöne Jungfrau, die Palme in der Hand, mit lieblicher Theilnahme nach dem aufgeschlagenen Buche hinschauend. Ein ernster Alter dagegen zur Rechten, dem Buche ganz nahe scheint er dessen nicht zu achten: die Schlüssel in

der Hand mag er sich wohl eigenen Aufschluß zutrauen. Dieser Gruppe gegenüber ein nackter, wohlgebildeter, gebundener, von Pfeilen verletzter Jüngling, vor sich hinsehend bescheiden ergeben. In dem Zwischenraume zwey Mönche, Kreuz und Lilie tragend, andächtig gegen die Himmlischen gekehrt. Denn oben offen ist das halbrunde Gemäuer das sie sämmtlich umschließt. Dort bewegt sich in höchster Glorie, eine herabwärts theilnehmende Mutter. Das lebendig muntere Kind in ihrem Schooße reicht mit heiterer Gebärde einen Kranz herüber, ja scheint ihn herunter zu werfen. Auf beiden Seiten schweben Engel, Kränze schon im Vorrath haltend. Ueber allen aber und über dreifachem Strahlenkreise waltet die himmlische Taube, als Mittelpunkt und Schlußstein zugleich.

Wir sagen uns: hier muß ein heiliges altes Ueberliefertes zum Grunde liegen, daß diese verschiedenen, unpassenden Personen so

kunstreich und bedeutungsvoll zusammengestellt werden konnten. Wir fragen nicht nach Wie und Warum, wir lassen es geschehen und bewundern die unschätzbare Kunst.

Weniger unverständlich, aber doch geheimnißvoll ist ein Wandbild von Guido in seiner Capelle. Die kindlich lieblichste, frömmste Jungfrau sitzt still vor sich hin und näht, zwei Engel ihr zur Seiten erwarten jeden Wink ihr zu dienen. Daß jugendliche Unschuld und Fleiß von den Himmlischen bewacht und geehrt werde sagt uns das liebe Bild. Es bedarf hier keiner Legende, keiner Auslegung.

Nun aber zu Milderung des künstlerischen Ernstes ein heiteres Abentheuer: Ich bemerkte wohl, daß mehrere deutsche Künstler zu Tischbein als Bekannte tretend, mich beobachteten und sodann hin und wieder gingen. Er, der mich einige Augenblicke verlassen hatte, trat

wieder zu mir und sagte: „Da giebts einen großen Spaß! das Gerücht Sie seyen hier, hatte sich schon verbreitet und die Künstler wurden auf den einzigen unbekannten Fremden aufmerksam. Nun ist einer unter uns, der schon längst behauptet, er sey mit Ihnen umgegangen, ja er wollte mit Ihnen in freundschaftlichem Verhältniß gelebt haben, woran wir nicht so recht glauben wollten. Dieser ward aufgefordert Sie zu betrachten und den Zweifel zu lösen, er versicherte aber kurz und gut Sie seyen es nicht und an dem Fremden keine Spur Ihrer Gestalt und Aussehns. So ist doch wenigstens das Incognito für den Moment gedeckt und in der Folge giebt es etwas zu lachen."

Ich mischte mich nun freymüthiger unter die Künstlerschaar und fragte nach den Meistern verschiedener Bilder, deren Kunstweise mir noch nicht bekannt geworden. Endlich zog mich ein Bild besonders an, den heiligen

Georg, den Drachenüberwinder und Jungfrauenbefreyer vorstellend. Niemand konnte mir den Meister nennen. Da trat ein kleiner, bescheidener, bisher lautloser Mann hervor und belehrte mich, es sey von Pordenone, dem Venetianer, eines seiner besten Bilder, an dem man sein ganzes Verdienst erkenne. Nun konnt' ich meine Neigung gar wohl erklären: das Bild hatte mich angemuthet, weil ich mit der venetianischen Schule schon näher bekannt, die Tugenden ihrer Meister besser zu schätzen wußte.

Der belehrende Künstler ist Heinrich Meyer, ein Schweizer! der mit einem Freunde Namens Cölla seit einigen Jahren hier studirt, die antiken Büsten in Sepia vortrefflich nachbildet und in der Kunstgeschichte wohl erfahren ist.

Rom den 7. November.

Nun bin ich sieben Tage hier, und nach und nach tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieser Stadt hervor. Wir gehn fleißig hin und wieder, ich mache mir die Plane des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, besuche ein und die andere Villa, die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langsam behandelt, ich thue nur die Augen auf, und seh' und geh' und komme wieder, denn man kann sich nur in Rom auf Rom vorbereiten.

Gestehen wir jedoch, es ist ein saures und trauriges Geschäft, das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben, aber man muß es denn doch thun, und zuletzt eine unschätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung,

die beyde über unsere Begriffe gehen. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet.

Wenn man so eine Existenz ansieht, die zwey tausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannigfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Rathschlüsse des Schicksals und so wird es dem Betrachter von Anfang schwer zu entwickeln, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, sondern die verschiedenen Epochen des alten und neuen selbst auf einander. Ich suche nur erst selbst die halbverdeckten Punkte herauszufühlen, dann lassen sich erst die schönen Vorarbeiten recht vollständig nutzen, denn seit dem funfzehnten Jahrhundert, bis auf unsere Tage haben sich treffliche Künstler und

Gelehrte, mit diesen Gegenständen, ihr ganzes Leben durch beschäftigt.

Und dieses Ungeheuere wirkt ganz ruhig auf uns ein, wenn wir in Rom hin und her eilen, um zu den höchsten Gegenständen zu gelangen. Anderer Orten muß man das Bedeutende aufsuchen, hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wie man geht und steht zeigt sich ein landschaftliches Bild aller Art und Weise, Palläste und Ruinen, Gärten und Wildniß, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen, oft alles zusammen so nah, daß es auf ein Blatt gebracht werden könnte. Man müßte mit tausend Griffeln schreiben, was soll hier eine Feder, und dann ist man Abends müde und erschöpft vom Schauen und Staunen.

Den 7. November 1786.

Verzeihen mir jedoch meine Freunde, wenn ich künftig wortkarg erfunden werde, während eines Reisezugs rafft man unterwegs auf was man kann, jeder Tag bringt etwas neues, und man eilt auch darüber zu denken und zu urtheilen. Hier aber kömmt man in eine gar große Schule, wo ein Tag so viel sagt, daß man von dem Tage nichts zu sagen wagen darf. Ja man thäte wohl, wenn man, Jahre lang hier verweilend, ein pythagoräisches Stillschweigen beobachtete.

An denselben.

Ich bin recht wohl. Das Wetter ist, wie die Römer sagen brutto, es geht ein Mittagwind, Sirocco, der täglich mehr oder weniger Regen herbeyführt; ich kann aber diese Witterung nicht unangenehm finden, es ist warm dabey, wie es bey uns im Sommer regnigte Tage nicht sind.

Den 7. November.

Tischbeins Talente, so wie seine Vorsätze und Kunstabsichten lerne ich nun immermehr kennen und schätzen. Er legte mir seine Zeichnungen und Skizzen vor, welche sehr viel Gutes geben und verkünden. Durch den Aufenthalt bey Bodmer sind seine Gedanken auf die ersten Zeiten des menschlichen Geschlechts

geführt worden; da, wo es sich auf die Erde gesetzt fand, und die Aufgabe lösen sollte, Herr der Welt zu werden.

Als geistreiche Einleitung zu dem Ganzen, bestrebte er sich das hohe Alter der Welt sinnlich darzustellen. Berge mit herrlichen Wäldern bewachsen, Schluchten von Wasserbächen ausgerissen, ausgebrannte Vulkane, kaum noch leise dampfend. Im Vordergrund ein mächtiger in der Erde übriggebliebener Stock eines vieljährigen Eichbaums, an dessen halbentblößten Wurzeln ein Hirsch die Stärke seines Geweihes versucht, so gut gedacht als lieblich ausgeführt.

Dann hat er auf einem höchstmerkwürdigen Blatte, den Mann zugleich als Pferdebändiger und allen Thieren der Erde, der Luft und des Wasses, wo nicht an Stärke doch an List überlegen dargestellt. Die Composition ist außerordentlich schön, als Oelbild

müßte es eine große Wirkung thun. Eine Zeichnung davon müssen wir nothwendig in Weimar besitzen. Sodann denkt er an eine Versammlung der Alten, Weisen und geprüften Männer, wo er Gelegenheit nehmen wird, wirkliche Gestalten darzustellen. Mit dem größten Enthusiasmus aber skizzirt er an einer Schlacht, wo sich zwey Parteyen Reiterey wechselseitig mit gleicher Wuth angreifen, und zwar an einer Stelle, wo eine ungeheuere Felsschlucht sie trennt, über welche das Pferd nur mit größter Anstrengung hinübersetzen kann. An Vertheidigung ist hier nicht zu denken. Kühner Angriff, wilder Entschluß, Gelingen, oder Sturz in den Abgrund. Dieses Bild wird ihm Gelegenheit geben, die Kenntnisse, die er von dem Pferde, dessen Bau und Bewegung besitzt, auf eine sehr bedeutende Weise zu entfalten.

Diese Bilder sodann, und eine Reihe von folgenden und eingeschalteten, wünscht er durch

ein Gedicht verknüpft, welche dem Dargestellten zur Erklärung dienten und ihm dagegen wieder durch bestimmte Gestalten Körper und Reiz verliehen.

Der Gedanke ist schön, nur müßte man freylich mehrere Jahre zusammen seyn, um ein solches Werk auszuführen.

Den 7. November.

Die Logen von Raphael und die großen Gemälde der Schule von Athen rc. hab' ich nur erst einmal gesehen, und da ist's, als wenn man den Homer aus einer zum Theil verloschenen, beschädigten Handschrift herausstudiren sollte. Das Vergnügen des ersten Eindrucks ist unvollkommen, nur wenn man nach und nach alles recht durchgesehn und studirt hat, wird der Genuß ganz. Am erhaltendsten sind die Deckenstücke der Logen, die

biblische Geschichten vorstellen, so frisch wie gestern gemalt, zwar die wenigsten von Raphaels eigner Hand, doch aber gar trefflich nach seinen Zeichnungen und unter seiner Aufsicht.

Den 7. November.

Ich habe manchmal in früherer Zeit die wunderliche Grille gehabt, daß ich mir sehnlichst wünschte von einem wohlunterrichteten Manne, von einem Kunst- und Geschichtskundigen Engländer, nach Italien geführt zu werden; und nun hat sich das alles indessen schöner gebildet als ich hätte ahnden können. Tischbein lebte so lange hier, als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunsche, mir Rom zu zeigen, unser Verhältniß ist alt, durch Briefe, neu durch Gegenwart, wo hätte mir ein wertherer Führer erscheinen können. Ist auch meine Zeit nur beschränkt, so werde ich doch das möglichste genießen und lernen.

Und bey allen dem seh' ich voraus, daß ich wünschen werde anzukommen, wenn ich weggehe.

Den 8. November.

Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halbincognito, bringt mir Vortheile, an die ich nicht denken konnte. Da sich jedermann verpflichtet, zu ignoriren wer ich sey, und also auch niemand mit mir von mir reden darf, so bleibt den Menschen nichts übrig als von sich selbst oder von Gegenständen zu sprechen, die ihnen interessant sind, dadurch erfahr' ich nun umständlich, womit sich ein jeder beschäftigt, oder was irgend merkwürdiges entsteht und hervorgeht. Hofrath Reifenstein fand sich auch in diese Grille, da er aber den Namen den ich angenommen hatte, aus einer besondern Ursache nicht leiden konnte; so baronisirte er mich geschwind und ich heiße

nun der Baron gegen Rondanini über, dadurch bin ich bezeichnet genug, um so mehr, als der Italiäner die Menschen nur nach den Vornamen oder Spitznamen benennet. Genug, ich habe meinen Willen und entgehe der unendlichen Unbequemlichkeit, von mir und meinen Arbeiten Rechenschaft geben zu müssen.

Den 9. November.

Manchmal stehe ich wie einen Augenblick still, und überschaue die höchsten Gipfel des schon Gewonnenen. Sehr gerne blicke ich nach Venedig zurück, auf jenes große Daseyn, dem Schooße des Meeres, wie Pallas aus dem Haupte Jupiters entsprossen. Hier hat mich die Rotonda, so die äußere wie die innere, zu einer freudigen Verehrung ihrer Großheit bewogen. In St. Peter habe ich begreifen lernen, wie die Kunst sowohl als die Natur alle Maaßvergleichung aufheben kann.

Und so hat mich Apoll von Belvedere aus der Wirklichkeit hinausgerückt. Denn wie von jenen Gebäuden die richtigsten Zeichnungen keinen Begriff geben, so ist es hier mit dem Original von Marmor, gegen die Gypsabgüsse, deren ich doch sehr schöne früher gekannt habe.

Den 10. November 1786.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue das Auge Licht seyn zu lassen, meine völlige Entäußrung von aller Prätention, kommen mir einmal wieder recht zu statten und machen mich im Stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bey der Pyramide des Cestius, und Abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiser-Palläste, die wie Felsenwände dastehn. Hievon läßt sich nun freylich nichts überliefern! Wahrlich, es giebt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hier und da etwas Scheltenswerthes und Abgeschmacktes; doch auch ein solches hat Theil an der allgemeinen Großheit genommen.

Kehr' ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern thut bey jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward.

Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir we-

nigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und so laßt mich aufraffen wie es kommen will, die Ordnung wird sich geben. Ich bin nicht hier um nach meiner Art zu genießen, befleißigen will ich mich der großen Gegenstände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahr alt werde.

Den 11. November.

Heut hab' ich die Nymphe Egeria besucht, dann die Rennbahn des Caracalla, die zerstörten Grabstäten längst der Via Appia und das Grab der Metella, das einem erst einen Begriff von solidem Mauerwerk giebt. Diese Menschen arbeiteten für die Ewigkeit, es war auf alles kalkulirt, nur auf den Unsinn der

Verwüster nicht, dem alles weichen mußte. Recht sehnlich habe ich dich herzugewünscht. Die Reste der großen Wasserleitung sind höchst ehrwürdig. Der schöne große Zweck ein Volk zu tränken durch eine so ungeheure Anstalt. Abends kamen wir an's Colisee, da es schon dämmrig war, wenn man das ansieht, scheint wieder alles andre klein, es ist so groß, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann, man erinnert sich dessen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, kommt es einem aufs neue größer vor.

Fraskati den 15. November.

Die Gesellschaft ist zu Bette, und ich schreibe noch aus der Tusch-Muschel, aus welcher gezeichnet worden ist. Wir haben ein Paar schöne, regenfreye Tage hier gehabt, warm und freundlichen Sonnenschein, daß man den Sommer nicht vermißt. Die Ge-

gend ist sehr angenehm, der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichsten Gegenstände. Die Aussicht ist unbegränzt, man sieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge vom Tivoli und so fort. In dieser lustigen Gegend sind Landhäuser recht zur Lust angelegt, und wie die alten Römer schon hier ihre Villen hatten, so haben vor hundert Jahren und mehr, reiche und übermüthige Römer ihre Landhäuser auch auf die schönsten Flecke gepflanzt. Zwey Tage gehn wir schon hier herum und es ist immer etwas Neues und Reizendes.

Und doch läßt sich kaum sagen, ob nicht die Abende noch vergnügter als der Tag hingehen. Sobald die stattliche Wirthin die messingene dreyarmige Lampe auf den großen runden Tisch gesetzt, und felicissima Notte! gesagt hat, versammelt sich alles im Kreise und legt

die Blätter vor welche den Tag über gezeichnet und skizzirt worden. Darüber spricht man, ob der Gegenstand hätte günstiger aufgenommen werden sollen, ob der Charakter getroffen ist, und was solche erste allgemeine Fordernisse sind, wovon man sich schon bey dem ersten Entwurf Rechenschaft geben kann. Hofrath Reifenstein weiß diese Sitzungen durch seine Einsicht und Autorität zu ordnen und zu leiten. Diese löbliche Anstalt aber schreibt sich eigentlich von Philipp Hackert her, welcher höchst geschmackvoll die wirklichen Aussichten zu zeichnen und auszuführen wußte. Künstler und Liebhaber, Männer und Frauen, Alte und Junge ließ er nicht ruhen, er munterte jeden auf, nach seinen Gaben und Kräften, sich gleichfalls zu versuchen, und ging mit gutem Beyspiel vor. Diese Art, eine Gesellschaft zu versammeln und zu unterhalten, hat Hofrath Reifenstein nach der Abreise jenes Freundes, treulich fortgesetzt, und wir finden wie löblich es sey, den thätigen Antheil eines

jeden zu wecken. Die Natur und Eigenschaft der verschiedenen Gesellschaftsglieder tritt auf eine anmuthige Weise hervor. Tischbein z. B. sieht als Historienmaler die Landschaft ganz anders an, als der Landschaftszeichner. Er findet bedeutende Gruppen und andere anmuthige vielsagende Gegenstände, da, wo ein anderer nichts gewahr würde, und so glückt es ihm auch manchen menschlichen naiven Zug zu erhaschen, es sey nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenschen, oder auch an Thieren, die er mit wenigen charakteristischen Strichen gar glücklich darzustellen weiß, und dadurch der Unterhaltung immer neuen angenehmen Stoff unterlegt.

Will das Gespräch ausgehen, so wird gleichfalls nach Hackerts Vermächtniß in Sulzers Theorie gelesen, und wenn man gleich, von einem höhern Standpunkte, mit diesem Werke nicht ganz zufrieden seyn kann, so be-

merkt man doch, mit Vergnügen, den guten Einfluß auf Personen, die auf einer mittlern Stufe der Bildung stehen.

Rom, den 17. November.

Wir sind zurück! Heute Nacht fiel ein entsetzlicher Regenguß, mit Donner und Blitzen, nun regnet es fort und ist immer warm dabey.

Ich aber kann nur mit wenig Worten das Glück dieses Tages bezeichnen. Ich habe die Freskogemälde von Dominichin in Andrea della Valle, ingleichen die Farnesische Galerie von Caraccio gesehen. Freylich zuviel für Monate, geschweige für einen Tag.

Den 18. November.

Es ist wieder schön Wetter, ein heller, freundlicher, warmer Tag.

Ich sah in der Farnesina die Geschichte der Psyche, deren farbige Nachbildungen so lange meine Zimmer erheitern, dann zu St. Peter in Montovio die Verklärung von Raphael. Alles alte Bekannte, wie Freunde die man sich in der Ferne durch Briefwechsel gemacht hat, und die man nun von Angesicht sieht. Das Mitleben ist doch ganz was anders, jedes wahre Verhältniß und Mißverhältniß spricht sich sogleich aus.

Auch finden sich aller Orten und Enden herrliche Sachen, von denen nicht so viel Redens ist, die nicht so oft durch Kupfer und Nachbildungen in die Welt gestreut sind. Hie-

von bringe ich manches mit, gezeichnet von guten, jungen Künstlern.

Den 18. November.

Daß ich mit Tischbein schon so lange durch Briefe in dem besten Verhältniß stehe, daß ich ihm so manchen Wunsch, sogar ohne Hoffnung nach Italien zu kommen, mitgetheilt, machte unser Zusammentreffen sogleich fruchtbar und erfreulich. Er hatte immer an mich gedacht und für mich gesorgt. Auch was die Steine betrifft, mit welchen die Alten und Neuen gebaut, ist er vollkommen zu Hause, er hat sie recht gründlich studirt, wobey ihm sein Künstler-Auge und die Künstler-Lust an sinnlichen Dingen sehr zu statten kommt. Eine für mich ausgewählte Sammlung von Musterstücken hat er vor kurzem nach Weimar abgesendet, die mich bei meiner Zurückkunft freundlich empfangen soll. Ein bedeutender

Nachtrag hat sich indessen gefunden. Ein Geistlicher, der sich jetzt in Frankreich aufhält, und über die antiken Steinarten ein Werk auszuarbeiten dachte, erhielt durch die Gunst der Propagande ahnsehnliche Stücke Marmor, von der Insel Paros. Diese wurden hier zu Musterstücken verschnitten, und zwölf verschiedene Stücke auch für mich bey Seite gelegt, vom feinsten bis zum gröbsten Korn, von der größten Reinheit und dann minder und mehr mit Glimmer gemischt, jene zur Bildhauerey, diese zur Architektur anwendbar. Wie viel eine genaue Kenntniß des Materials, worin die Künste gearbeitet, zu ihrer Beurtheilung hilft, fällt genugsam in die Augen.

Gelegenheit giebt's genug dergleichen hier zusammen zu schleppen. Auf den Ruinen des Neronischen Pallastes gingen wir durch frisch aufgehäufelte Artischokenländer, und konnten uns nicht enthalten die Taschen vollzustecken von Granit, Porphyr und Marmortäfelchen, die

zu Tausenden hier herum liegen, und von der alten Herrlichkeit der damit überkleideten Wände noch als unerschöpfliche Zeugen gelten.

Zum 18. November.

Nun muß ich aber auch von einem wunderbaren problematischen Bilde sprechen, das sich auf jene treffliche Dinge noch immer gut sehen läßt.

Schon vor mehreren Jahren hielt sich hier ein Franzos auf, als Liebhaber der Kunst und Sammler bekannt. Er kommt zum Besitz eines antiken Gemäldes auf Kalk, niemand weiß woher; er läßt das Bild durch Mengs restauriren und hat es als ein geschätztes Werk in seiner Sammlung. Winckelmann spricht irgendwo mit Enthusiasmus davon. Es stellt den Ganymed vor, der dem Jupiter eine Schaale Wein reicht und dagegen einen

Kuß empfängt. Der Franzose stirbt und hinterläßt das Bild seiner Wirthin als antik. Mengs stirbt und sagt auf seinem Todbette: es sey nicht antik, er habe es gemalt. Und nun streitet alles gegeneinander. Der eine behauptet, es sey von Mengs, zum Scherz, nur so leicht hingemacht, der andere Theil sagt, Mengs habe nie so etwas machen können, ja es sey beynahe für Raphael zu schön. Ich habe es gestern gesehn und muß sagen, daß ich auch nichts schöneres kenne, als die Figur Ganymeds, Kopf und Rücken, das andere ist viel restaurirt. Indessen ist das Bild diskreditirt, und die arme Frau will niemand von dem Schatz erlösen.

Den 20. November 1786.

Da uns die Erfahrung genugsam belehrt, daß man zu Gedichten jeder Art, Zeichnungen und Kupfer wünscht, ja der Maler selbst seine ausführlichsten Bilder der Stelle irgend eines Dichters widmet; so ist Tischbeins Gedanke höchst beyfallswürdig, daß Dichter und Künstler zusammen arbeiten sollten, um gleich vom Ursprunge herauf eine Einheit zu bilden. Die Schwierigkeit würde um vieles freylich vermindert, wenn es kleine Gedichte wären, die sich leicht übersehen und fördern ließen.

Tischbein hat auch hiezu sehr angenehme idyllische Gedanken, und es ist wirklich sonderbar, daß die Gegenstände, die er auf diese Weise bearbeitet wünscht, von der Art sind, daß weder dichtende noch bildende Kunst, jede für sich zur Darstellung hinreichend wä-

ren. Er hat mir davon auf unsern Spaziergängen erzählt, um mir Lust zu machen, daß ich mich darauf einlassen möge. Das Titelkupfer zu unserm gemeinsamen Werke ist schon entworfen, fürchtete ich mich nicht in etwas Neues einzugehen, so könnte ich mich wohl verführen lassen.

Rom den 22. November 1786. am Cecilien-Feste.

Das Andenken dieses glücklichen Tages, muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und was ich genossen wenigstens historisch mittheilen. Es war das schönste, ruhigste Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tischbein nach dem Petersplatze, wo wir erst auf- und abgehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwey breit genug geworfen wird, spazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe

gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtinische Capelle, die wir auch hell und heiter, die Gemälde wohlerleuchtet fanden. Das jüngste Gericht und die mannigfaltigen Gemälde der Decke, von Michel Ange, theilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir alles wieder und wieder gesehn, verließen wir dieses Heiligthum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das schönste Licht empfing und in allen Theilen hell und klar erschien. Wir ergetzten uns als genießende Menschen, an der Größe und der Pracht, ohne durch allzuecklen und zu verständigen Geschmack uns dießmal irre machen zu lassen, und unterdrückten jedes schärfere Urtheil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich bestiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt

im Kleinen findet. Häuser und Magaziene, Brunnen, (dem Ansehn nach,) Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und schöne Spaziergänge dazwischen. Wir bestiegen die Kuppel und besahen die hellheitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulkanischen Hügel, Frascati, Castelgandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom, in ihrer Breite und Weite mit ihren Berg-Pallästen, Kuppeln ꝛc. Es rührte sich keine Luft und in dem kupfernen Knopf war es heiß, wie in einem Treibhause. Nachdem wir das alles beherzigt hatten, stiegen wir herab, und ließen uns die Thüren zu den Gesimsen, der Kuppel, des Tambours und des Schiffs aufschließen; man kann um selbe herumgehen und diese Theile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Gesimse des Tambours standen, ging der Papst unten in der Tiefe vorbey, seine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns also nichts

zur Peterskirche. Wir stiegen völlig wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gasthofe ein fröhliches, frugales Mahl, und setzten unsern Weg nach der Cecilienkirche fort.

Viele Worte würde ich brauchen, um die Auszierung der ganz mit Menschen angefüllten Kirche zu beschreiben. Man sah eben keinen Stein der Architecten mehr. Die Säulen waren mit rothem Sammt überzogen und mit goldenen Tressen umwunden. Die Capitäle mit gesticktem Sammt in ohngefährer Capitälform, so alle Gesimse und Pfeiler behangen und bedeckt. Alle Zwischenräume der Mauern mit lebhaft gemalten Stücken bekleidet, daß die ganze Kirche mit Mosaik ausgelegt schien, und über zweyhundert Wachskerzen brannten um und neben dem Hochaltar, so daß die ganze eine Wand mit Lichtern besetzt, und das Schiff der Kirche vollkommen erleuchtet war. Die Seitengänge und Seiten = Altäre eben so geziert und erhellt.

Gegen dem Hochaltar über, unter der Orgel, zwey Gerüste, auch mit Sammt überzogen, auf deren einem die Sänger auf dem andern die Instrumente standen, die anhaltend Musik machten. Die Kirche war voll gedrängt.

Eine schöne Art musikalischer Aufführung hört' ich hier. Wie man Violin oder andere Concerte hat; so führen sie Concerte mit Stimmen auf, daß die eine Stimme der Sopran z. B. herrschend ist, und Solo singt, das Chor von Zeit zu Zeit einfällt und ihn begleitet, es versteht sich, immer mit dem ganzen Orchester. Es thut gute Wirkung. — Ich muß endigen, wie wir den Tag enden mußten. Den Abend gelangten wir noch ans Opernhaus, wo eben die Litiganti aufgeführt wurden, und hatten des Guten so viel genossen, daß wir vorüber gingen.

Den 23. November.

Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Incognito nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der sich für versteckt hält wenn er den Kopf verbirgt, so gebe ich auf gewisse Weise nach, meine alte These immerfort behauptend. Den Fürsten von Lichtenstein, den Bruder der mir so werthen Gräfin Harrach, habe ich gern begrüßt, und einigemal bey ihm gespeist, und konnte bald merken, daß diese meine Nachgiebigkeit mich weiter führen würde, und so kam es auch. Man hatte mir von dem Abbate Monti präludirt, von seinem Aristodem, einer Tragödie, die nächstens gegeben werden sollte. Der Verfasser, sagte man, wünsche sie mir vorzulesen, und meine Meynung darüber zu hören. Ich ließ die Sache fallen, ohne sie abzulehnen, endlich fand ich einmal den Dichter und

einen seiner Freunde beym Fürsten, und das Stück ward vorgelesen.

Der Held ist, wie bekannt, ein König von Sparta, der sich wegen allerley Gewissensscrupel selbst entleibt, und man gab mir, auf eine artige Weise zu verstehen, der Verfasser des Werthers würde wohl nicht übel finden, wenn er in diesem Stücke einige Stellen seines trefflichen Buches, benutzt finde. Und so konnte ich, selbst in den Mauern von Sparta den erzürnten Manen des unglücklichen Jünglings nicht entgehen.

Das Stück hat einen sehr einfachen ruhigen Gang, die Gesinnungen, wie die Sprache, sind dem Gegenstande gemäß, kräftig und doch weichmüthig. Die Arbeit zeigt von einem sehr schönen Talente.

Ich verfehlte nicht, nach meiner Weise, freylich nicht nach der italiänischen, alles Gute und

Lobenswürdige des Stücks herauszuheben, womit man zwar leidlich zufrieden war, aber doch, mit südlicher Ungeduld, etwas mehr verlangte. Besonders sollte ich weissagen was von dem Effect des Stücks auf das Publikum zu hoffen sey. Ich entschuldigte mich mit meiner Unkunde des Landes, der Vorstellungsart und des Geschmacks, war aber aufrichtig genug hinzuzusetzen, daß ich nicht recht einsehe, wie die verwöhnten Römer, die ein complettes Lustspiel, von drey Akten, und eine complette Oper, von zwey Akten, als Zwischenspiel, oder eine große Oper mit ganz fremdartigen Ballets, als Intermezz zu sehen gewohnt seyen, sich an dem edlen ruhigen Gang einer ununterbrochen fortgehenden Tragödie ergetzen könnten. Alsdann schien mir auch der Gegenstand des Selbstmordes ganz außer dem Kreise italiänischer Begriffe zu liegen. Daß man andere todt schlage, davon hätte ich fast Tag für Tag zu hören, daß man sich aber selbst das liebe Leben raube, oder es nur für mög-

lich hielte, davon sey mir noch nichts vorgekommen.

Hierauf ließ ich mich gern umständlich unterrichten, was gegen meinen Unglauben einzuwenden seyn möchte, und ergab mich sehr gern in die plausibeln Argumente, versicherte auch, daß ich nichts mehr wünsche, als das Stück aufführen zu sehen, und demselben mit einem Chor von Freunden den aufrichtigsten lautesten Beyfall zu zollen. Diese Erklärung wurde freundlichst aufgenommen, und ich hatte alle Ursache, dießmal mit meiner Nachgiebigkeit zufrieden zu seyn. Wie denn Fürst Lichtenstein die Gefälligkeit selbst ist, und mir Gelegenheit geschafft hat, mit ihm gar manche Kunstschätze zu sehen, wozu besondere Erlaubniß der Besitzer und also eine höhere Einwirkung nöthig ist.

Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Prätendenten

das fremde Murmelthier gleichfalls zu sehen verlangte. Das habe ich abgelehnt, und bin ganz entschieden wieder untergetaucht.

Und doch ist das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier sehr lebhaft, was ich schon früher im Leben bemerken konnte, daß der Mensch der das Gute will, sich eben so thätig und rührig gegen andere verhalten müsse, als der Eigennützige, der Kleine, der Böse. Einsehen läßt sich's gut, es ist aber schwer in diesem Sinne handeln.

Den 24. November.

Von der Nation wüßte ich nichts weiter zu sagen, als daß es Naturmenschen sind, die unter Pracht und Würde der Religion und der Künste, nicht ein Haar anders sind, als sie in Höhlen und Wäldern auch seyn würden. Was allen Fremden auffällt, und was

heute wieder die ganze Stadt reden, aber auch nur reden macht, sind die Todschläge, die gewöhnlich vorkommen. Viere sind schon in unserm Bezirk in diesen drey Wochen ermordet worden. Heute ward ein braver Künstler Schwendemann, ein Schweizer, Medailleur, der letzte Schüler von Hetlinger, überfallen, völlig wie Winkelmann. Der Mörder mit dem er sich herumbalgte, gab ihm an die zwanzig Stiche, und da die Wache hinzukam, erstach sich der Bösewicht selbst. Das ist sonst hier nicht Mode. Der Mörd ererreicht eine Kirche und so ist's gut.

Und so sollte ich denn, um auch Schatten in meine Gemälde zu bringen, von Verbrechen und Unheil, Erdbeben und Wasserfluth einiges melden, doch setzt das gegenwärtige Ausbrechen des Feuers des Vesuvs die meisten Fremden hier in Bewegung, und man muß sich Gewalt anthun um nicht mit fortgerissen zu werden. Diese Naturerscheinung hat wirklich

etwas Klapperschlangenartiges und zieht die Menschen unwiderstehlich an. Es ist in dem Augenblick als wenn alle Kunstschätze Roms zu nichte würden, die sämmtlichen Fremden durchbrechen den Lauf ihrer Betrachtungen und eilen nach Neapel. Ich aber will ausharren in Hoffnung daß der Berg noch etwas für mich aufheben wird.

Den 1. December.

Moritz ist hier, der uns durch Anton Reiser und die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es ist ein reiner trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben.

Den 1. December.

Hier in Rom, wo man so viel Fremde sieht, die nicht alle der höheren Kunst wegen diese Hauptstadt der Welt besuchen, sondern auch wohl auf andere Art unterhalten seyn wollen, ist man auf allerley vorbereitet. Es giebt so gewisse Halbkünste, welche Handgeschicklichkeit und Handwerkslust verlangen, worin man es hier sehr weit gebracht hat, und die Fremden gern mit in's Interesse zieht.

Dahin gehört die Wachsmalerey, die einem jeden, der sich einigermaßen mit Wasserfarben abgegeben hat, durch ihre Vorarbeiten und Vorbereitungen, sodann zuletzt durch das Einbrennen, und was sonst noch dazu gehört, mechanisch beschäftigen, und einen oft geringen Kunstwerth durch die Neuheit des Unter-

nehmens erhöhen. Es giebt geschickte Künstler die hierin Unterricht geben, und unter dem Vorwand der Anleitung oft das beste bey der Sache thun, so daß zuletzt, wenn das von Wachs erhöhte und glänzende Bild in goldenen Rahmen erscheint, die schöne Schülerin ganz überrascht von ihrem unbewußten Talent dasteht.

Eine andere artige Beschäftigung ist hohl geschnittene Steine in einen feinen Thon abzudrucken, welches auch wohl mit Medaillen geschieht, wo beyde Seiten zugleich nachgebildet werden.

Mehr Geschick, Aufmerksamkeit und Fleiß erfordert denn endlich das Verfertigen der Glas-Pasten selbst. Zu allen diesen Dingen hat Hofrath Reifenstein in seinem Hause, oder wenigstens in seinen nächsten Umgebungen, die nöthigen Geräthschaften und Anstalten.

Den 2. December.

Zufällig habe ich hier Archenholzens Italien gefunden. Wie so ein Geschreibe am Ort selbst zusammenschrumpft, eben als wenn man das Büchlein auf Kohlen legte, daß es nach und nach braun und schwarz würde, die Blätter sich krümmten und in Rauch aufgingen. Freylich hat er die Sachen gesehen; aber, um eine großthuige, verachtende Manier gelten zu machen, besitzt er viel zu wenig Kenntnisse und stolpert lobend und tadelnd.

Rom den 2. December 1786.

Das schöne, warme, ruhige Wetter, das nur manchmal von einigen Regentagen unterbrochen wird, ist mir zu Ende Novembers ganz was neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freyer Luft, die böse im Zimmer; überall findet sich etwas zum freuen, lernen und thun.

Am 28. November kehrten wir zur Sixtinischen Capelle zurück, ließen die Gallerie aufschließen, wo man den Platfond näher sehen kann, man drängt sich zwar, da sie sehr eng ist, mit einiger Beschwerlichkeit und mit anscheinender Gefahr, an den eisernen Stäben weg, deßwegen auch die schwindlichen zurück bleiben; alles wird aber durch den Anblick des größten Meisterstücks ersetzt. Und ich bin in dem Augenblicke so für Michel An=

ge eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. Wäre nur ein Mittel sich solche Bilder in der Seele recht zu fixiren. Wenigstens was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann bring' ich mit.

Wir gingen von da auf die Logen Raphaels und kaum darf ich sagen: daß man diese nicht ansehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen, und der herrlichen Vollendung aller Theile, so ausgeweitet, und verwöhnt, daß man die geistreichen Spielereyen der Arabesken nicht ansehen mochte, und die biblischen Geschichten, so schön sie sind, hielten auf jene nicht Stich. Diese Werke nun öfterer gegen einander zu sehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren. Denn anfangs ist doch alle Theilnahme nur einseitig.

Von da schlichen wir, fast bey zu warmem Sonnenschein, auf die Villa Pamfili, wo sehr schöne Gartenpartien sind, und blieben bis an den Abend. Eine große mit immergrünen Eichen und hohen Pinien eingefaßte, flache Wiese, war ganz mit Maslieben übersäet, die ihre Köpfchen alle nach der Sonne wendeten, nun gingen meine botanischen Speculationen an, denen ich den andern Tag auf einem Spaziergange nach dem Monte Mario, der Villa Melini und Villa Madama weiter nachhing. Es ist gar interessant zu bemerken, wie eine lebhaft fortgesetzte und durch starke Kälte nicht unterbrochene Vegetation wirkt, hier giebt's keine Knospen, und man lernt erst begreifen was eine Knospe sey. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo) blüht jetzt wieder, indem seine letzten Früchte reif werden, und so zeigt sich der Orangenbaum mit Blüten, halb und ganz reifen Früchten, (doch werden letztere Bäume, wenn sie nicht zwischen Gebäuden stehen, nun bedeckt.) Ueber die

Cypresse, den respectabelsten Baum, wenn er recht alt und wohl gewachsen ist, giebt's genug zu denken. Ehstens werd' ich den botanischen Garten besuchen, und hoffe da manches zu erfahren. Ueberhaupt ist mit dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menschen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, nichts zu vergleichen. Ob ich gleich noch immer derselbe bin; so meyn' ich bis aufs innerste Knochenmark verändert zu seyn.

Für dießmal schließ' ich, und werde das nächste Blatt einmal ganz von Unheil, Mord, Erdbeben und Unglück anfüllen, daß doch auch Schatten in meine Gemälde komme.

Den 3. December.

Die Witterung hat bisher meist von sechs zu sechs Tagen abgewechselt. Zwey ganz herrliche, ein trüber, zwey bis drey Regentage, und dann wieder schöne. Ich suche jeden nach seiner Art auf's beste zu nutzen.

Doch immer sind mir noch diese herrlichen Gegenstände wie neue Bekanntschaften. Man hat nicht mit ihnen gelebt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit nicht abgewonnen. Einige reißen uns mit Gewalt an sich, daß man eine Zeitlang gleichgültig, ja ungerecht gegen andere wird. So hat z. B. das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige colossale Köpfe, und neuerlich die sixtinische Kapelle, so mein Gemüth eingenommen, daß ich daneben fast nichts mehr sehe. Wie will man sich aber, klein wie man ist, und an's Kleine gewohnt,

diesem edlen, ungeheuren, gebildeten gleichstellen? Und wenn man es einigermaaßen zurecht rücken möchte; so drängt sich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet Dir auf jedem Schritt, und jedes fordert für sich den Tribut der Aufmerksamkeit. Wie will man sich da herausziehen, anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachsen läßt, und auch fleißig auf das merkt, was andere zu unsern Gunsten gearbeitet haben.

Winkelmanns Kunstgeschichte, übersetzt von Fea, die neue Ausgabe, ist ein sehr brauchbares Werk, das ich gleich angeschafft habe, und hier am Orte in guter, auslegender und belehrender Gesellschaft sehr nützlich finde.

Auch die römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen

mochte, alles drängt sich heran. Wie mir's in der Naturgeschichte erging, geht es auch hier, denn an diesen Ort knüpft sich die ganze Geschichte der Welt an, und ich zähle einen zweyten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat.

Den 5. December.

In den wenigen Wochen die ich hier bin, habe ich schon manchen Fremden kommen und gehen sehen, und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher so viele diese würdigen Gegenstände behandeln. Gott sey Dank! daß mir von diesen Zugvögeln künftig keiner mehr imponirt, wenn er mir im Norden von Rom spricht, keiner mir die Eingeweide mehr erregt, denn ich hab's doch auch gesehn, und weiß schon einigermaßen woran ich bin.

Den 8. December.

Wir haben mitunter die schönsten Tage. Der Regen der von Zeit zu Zeit fällt, macht Gras und Gartenkräuter grün. Die immergrünen Bäume stehen auch hier hin und wieder, so daß man das abgefallene Laub der übrigen kaum vermißt. In den Gärten stehen Pomeranzenbäume, voller Früchte, aus der Erde wachsend und unbedeckt.

Von einer sehr angenehmen Spazierfahrt, die wir an's Meer machten, und von dem Fischfang daselbst, dachte ich umständlich zu erzählen, als Abends der gute Moritz, herein reitend, den Arm brach, indem sein Pferd auf dem glatten römischen Pflaster ausglitschte. Das zerstörte die ganze Freude, und brachte in unsern kleinen Zirkel ein böses Hauskreuz.

Rom den 13. December.

Wie herzlich freut es mich, daß ihr mein Verschwinden, so ganz wie ich wünschte genommen habt. Versöhnt mir nun auch jedes Gemüth, daß daran dürfte Anstoß genommen haben. Ich habe niemand kränken wollen, und kann nun auch nichts sagen um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich daß ich jemals mit den Prämissen zu diesem Entschlusse einen Freund betrübe.

Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem salto mortale, und studire mehr als daß ich genieße. Rom ist eine Welt, und man braucht Jahre um sich nur erst drinne gewahr zu werden. Wie glücklich find' ich die Reisenden die sehen und gehn.

Heute früh fielen mir Winkelmanns Briefe, die er aus Italien schrieb in die Hand.

Mit welcher Rührung hab' ich sie zu lesen angefangen! Vor ein und dreißig Jahren, in derselben Jahrszeit kam er, ein noch ärmerer Narr als ich, hierher, ihm war es auch so Deutsch Ernst um das Gründliche und Sichre der Alterthümer und der Kunst. Wie brav und gut arbeitete er sich durch! Und was ist mir nun aber auch das Andenken dieses Mannes auf diesem Platze!

Außer den Gegenständen der Natur, die in allen ihren Theilen wahr und consequent ist, spricht doch nichts so laut als die Spur eines guten verständigen Mannes; als die ächte Kunst die eben so folgerecht ist als jene. Hier in Rom kann man das recht fühlen, wo so manche Willkührlichkeit gewüthet hat, wo so mancher Unsinn durch Macht und Geld verewigt worden.

Eine Stelle in Winkelmanns Brief an Franken freute mich besonders: „Man muß

„alle Sachen in Rom mit einem gewissen Phleg„ma suchen, sonst wird man für einen Franzosen „gehalten. In Rom, glaub' ich, ist die hohe „Schule für alle Welt, und auch ich bin ge„läutert und geprüft.“

Das Gesagte paßt recht auf meine Art den Sachen hier nachzugehn, und gewiß, man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geschult wird. Man muß, so zu sagen, wiedergebohren werden, und man sieht auf seine vorigen Begriffe, wie auf Kinderschuhe zurück. Der gemeinste Mensch wird hier zu etwas, wenigstens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in sein Wesen übergehen kann.

Dieser Brief kommt euch zum neuen Jahre, alles Glück zum Anfange, vor Ende sehn wir uns wieder, und das wird keine geringe Freude seyn. Das Vergangene war das wichtigste meines Lebens, ich mag nun sterben

oder noch eine Weile dauern, in beyden Fällen war es gut. Jetzt noch ein Wort an die Kleinen.

Den Kindern mögt ihr folgendes lesen oder erzählen: Man merkt den Winter nicht, die Gärten sind mit immergrünen Bäumen bepflanzt, die Sonne scheint hell und warm, Schnee sieht man nur auf den entferntesten Bergen gegen Norden. Die Citronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt sind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frey stehen. Es hängen viele Hunderte der schönsten Früchte an so einem Baum, der nicht wie bey uns beschnitten und in einen Kübel gepflanzt ist, sondern in der Erde frey und froh, in einer Reihe mit seinen Brüdern steht. Man kann sich nichts lustigers denken als einen solchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld ißt man deren so

viel man will. Sie sind schon jetzt recht gut, im März werden sie noch besser seyn.

Neulich waren wir am Meere und ließen einen Fischzug thun, da kamen die wunderlichsten Gestalten zum Vorschein, an Fischen, Krebsen und seltsamen Unformen. Auch der Fisch der dem Berührenden einen elektrischen Schlag giebt.

Den 20. December.

Und doch ist das alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was rechts zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurück gehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt, und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich

mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister der einen Thurm aufführen wollte, und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bey Zeiten gewahr, und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat, seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im voraus der gewissern Festigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bey meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen seyn möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja es ist zugleich mit dem Kunstsinn der sittliche, welcher große Erneuerung leidet.

Doctor Münter ist hier, von seiner Reise nach Sicilien zurückkehrend, ein energischer heftiger Mann, seine Zwecke kenne ich nicht. Er wird im May zu Euch kommen, und mancherley zu erzählen wissen. Er reists zwey

Jahr in Italien. Mit den Italiänern ist er unzufrieden, welche die bedeutenden Empfehlungsschreiben, die er mitgebracht, und die ihm manches Archiv, manche geheime Bibliothek eröffnen sollten, nicht genugsam respectirt, so daß er nicht völlig zu seinen Wünschen gelangt.

Schöne Münzen hat er gesammelt, und besitzt, wie er mir sagte, ein Manuscript, welches die Münzwissenschaft auf scharfe Kennzeichen, wie die Linnéeischen sind, zurückführt. Herder erkundigt sich wohl mehr darum, vielleicht wird eine Abschrift erlaubt. So etwas zu machen ist möglich, gut wenn es gemacht ist, und wir müssen doch auch, früh oder spat, in dieses Fach ernstlicher hinein.

Den 25. December.

Ich fange nun schon an die besten Sachen zum zweytenmal zu sehen, wo denn das erste Staunen sich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöst. Um den höchsten Begriff dessen was die Menschen geleistet haben in sich aufzunehmen, muß die Seele erst zur vollkommenen Freyheit gelangen.

Der Marmor ist ein seltsames Material, deßwegen ist Apoll von Belvedere im Urbilde so gränzenlos erfreulich, denn der höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreyen, ewig jungen Wesens, verschwindet gleich im besten Gips-Abguß.

Gegen uns über im Pallast Rondanini steht eine Medusenmaske, wo, in einer ho-

hen und schönen Gesichtsform, über Lebensgröße, das ängstliche Starren des Todes unsäglich trefflich ausgedrückt ist. Ich besitze schon einen guten Abguß, aber der Zauber des Marmors ist nicht übrig geblieben. Das edle Halbdurchsichtige des gilblichen, der Fleischfarbe sich nähernden Steins, ist verschwunden. Der Gips sieht immer dagegen kreidenhaft und todt.

Und doch, was für eine Freude bringt es, zu einem Gipsgießer hineinzutreten, wo man die herrlichen Glieder der Statuen einzeln aus der Form hervorgehen sieht, und dadurch ganz neue Ansichten der Gestalten gewinnt. Alsdann erblickt man neben einander, was sich in Rom zerstreut befindet, welches zur Vergleichung unschätzbar dienlich ist. Ich habe mich nicht enthalten können den colossalen Kopf eines Jupiters anzuschaffen. Er steht meinem Bette gegenüber wohl beleuchtet, damit ich sogleich meine Morgen-Andacht an ihn

richten kann, und der uns, bey aller seiner Großheit und Würde, das lustigste Geschichtchen veranlaßt hat.

Unserer alten Wirthin schleicht gewöhnlich, wenn sie das Bett zu machen hereinkommt, ihre vertraute Katze nach. Ich saß im großen Saale und hörte die Frau drinne ihr Geschäft treiben. Auf einmal, sehr eilig und heftig, gegen ihre Gewohnheit, öffnet sie die Thüre, und ruft mich eilig zu kommen, und ein Wunder zu sehen. Auf meine Frage: was es sey, erwiederte sie, die Katze bete Gott Vater an. Sie habe diesem Thiere wohl längst angemerkt, daß es Verstand habe wie ein Christ, dieses aber sey doch ein großes Wunder. Ich eilte mit eigenen Augen zu sehen, und es war wirklich wunderbar genug. Die Büste steht auf einem hohen Fuße, und der Körper ist weit unter der Brust abgeschnitten, so, daß also der Kopf in die Höhe ragt. Nun war die Katze auf den Tisch

gesprungen, hatte ihre Pfoten dem Gott auf die Brust gelegt, und reichte mit ihrer Schnauze, indem sie die Glieder möglichst ausdehnte, gerade bis an den heiligen Bart, den sie mit der größten Zierlichkeit beleckte, und sich weder durch die Interjection der Wirthin, noch durch meine Darzwischenkunft im mindesten stören ließ. Der guten Frau ließ ich ihre Verwundrung, erklärte mir aber diese seltsame Katzenandacht dadurch, daß dieses scharf riechende Thier wohl das Fett möchte gespürt haben, das sich aus der Form in die Vertiefungen des Bartes gesenkt, und dort verhalten hatte.

Den 29. December 1786.

Von Tischbein muß ich noch vieles erzählen und rühmen, wie ganz original Deutsch er sich aus sich selbst herausbildete, sodann aber dankbar melden, daß er die Zeit seines zweyten Aufenthalts in Rom über, für mich gar freundschaftlich gesorgt hat, indem er mir eine Reihe Copien, nach den besten Meistern, fertigen ließ, einige in schwarzer Kreide, andere in Sepia und Aquarell, die erst in Deutschland, wo man von den Originalen entfernt ist, an Werth gewinnen und mich an das Beste erinnern werden.

Auf seiner Künstlerlaufbahn, da er sich erst zum Portrait bestimmte, kam Tischbein mit bedeutenden Männern, besonders auch zu Zürch in Berührung, und hat an ihnen sein Gefühl gestärkt und seine Einsicht erweitert.

Den zweyten Theil der zerstreuten Blätter brachte ich mit hieher, und war doppelt willkommen. Wie gut dieß Büchlein auch bey wiederholtem Lesen wirkt, sollte wohl Herder zu seiner Belohnung recht umständlich erfahren. Tischbein wollte gar nicht begreifen, wie man so etwas habe schreiben können ohne in Italien gewesen zu seyn.

Den 29. December.

In diesem Künstlerwesen lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wider Willen, sich selbst und andere oft wiederholt sieht. Ich bemerkte wohl, daß Tischbein mich öfters aufmerksam betrachtete, und nun zeigt sich's, daß er mein Portrait zu malen gedenkt. Sein Entwurf ist fertig, er hat die Leinwand schon aufgespannt. Ich soll in Lebensgröße, als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freyer Luft, auf einem

umgestürzten Obelisken sitzend, vorgestellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschauend. Es giebt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere nordischen Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Portrait aber wird keinen Platz finden.

Den 29. December.

Wie viel Versuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir schon ihre Sachen vorlesen, oder vorlesen lassen, wie es nur von mir abhinge eine Rolle zu spielen, irrt mich nicht, und ist mir unterhaltend genug, da ich schon abgepaßt habe, wo es in Rom hinaus will. Denn die vielen kleinen Cirkel zu den Füßen der Herrscherin der Welt, deuten hie und da auf etwas kleinstädtisches.

Ja, es ist hier wie allenthalben, und was mit mir, und durch mich geschehen könnte, macht mir schon Langeweile ehe es geschieht. Man muß sich zu einer Parthey schlagen, ihre Leidenschaften und Kabalen verfechten helfen, Künstler und Dilettanten loben, Mitwerber verkleinern, sich von Großen und Reichen alles gefallen lassen. Diese sämmtliche Litaney, um derent Willen man aus der Welt laufen möchte, sollte ich hier mitbeten und ganz ohne Zweck.

Nein ich gehe nicht tiefer als nur um das auch zu kennen, und dann auch von dieser Seite zu Hause zufrieden zu seyn, und mir und andern alle Lust in die liebe weite Welt zu benehmen. Ich will Rom sehen, das bestehende, nicht das mit jedem Jahrzehnd vorübergehende. Hätte ich Zeit, ich wollte sie besser anwenden. Besonders liest sich Geschichte von hieraus ganz anders als an jedem Orte der Welt. Anderwärts liest man von

außen hinein, hier glaubt man von innen hinaus zu lesen, es lagert sich alles um uns her, und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hieraus die Eroberer bis an die Weser, und bis an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe seyn will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten, indessen habe ich mich von Korn= und Geldspenden genährt, und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit.

Den 2. Januar 1787.

Man mag zu Gunsten einer schriftlichen und mündlichen Ueberlieferung sagen was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend, denn den eigentlichen Charakter irgend eines Wesens kann sie doch nicht mittheilen, selbst nicht in geistigen Dingen. Hat man

aber erst einen sichern Blick gethan, dann mag man gerne lesen und hören, denn das schließt sich an an den lebendigen Eindruck, nun kann man denken und beurtheilen.

Ihr habt mich oft ausgespottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Thiere mit besonderer Neigung, aus gewissen entschiedenen Gesichtspunkten betrachtete, nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Maler, und werde mich auch hier finden lernen.

Den 6. Januar.

Eben komme ich von Moritz, dessen geheilter Arm heute aufgebunden worden. Es steht und geht recht gut. Was ich diese vierzig Tage bey diesem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzmini-

ster und Geheimer Secretair erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu gute kommen. Die fatalsten Leiden und die edelsten Genüsse gingen diese Zeit her immer einander zur Seite.

Zu meiner Erquickung habe ich gestern einen Ausguß des colossalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludovisi steht, in den Saal gestellt. Es war dieses meine erste Liebschaft in Rom und nun besitz' ich sie. Keine Worte geben eine Ahndung davon. Es ist wie ein Gesang Homers.

Ich habe aber auch, für die Zukunft, die Nähe einer so guten Gesellschaft wohlverdient, denn ich kann nun vermelden, daß Iphigenia endlich fertig geworden ist, d. h. daß sie in zwey ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor mir auf dem Tische liegt, wovon das eine nächstens zu euch wandern soll. Nehmt es freundlich auf, denn freylich steht nicht auf

dem Papiere was ich gesollt, wohl aber kann man errathen was ich gewollt habe.

Ihr beklagtet Euch schon einigemal, über dunkle Stellen meiner Briefe, die auf einen Druck hindeuten, den ich, unter den herrlichsten Erscheinungen, erleide. Hieran hatte diese griechische Reisegefährtin nicht geringen Antheil, die mich zur Thätigkeit nöthigte, wenn ich hätte schauen sollen.

Ich erinnerte mich jenes trefflichen Freundes, der sich auf eine große Reise eingerichtet hatte, die man wohl eine Entdeckungsreise hätte nennen können. Nachdem er einige Jahre darauf studirt und ökonomisirt, fiel es ihm zuletzt noch ein, die Tochter eines angesehenen Hauses zu entführen, weil er dachte es ging in einem hin.

Eben so frevelhaft entschloß ich mich Iphigenien nach Carlsbad mitzunehmen. An wel-

chem Orte ich mich besonders mit ihr unterhalten will ich kürzlich aufzeichnen.

Als ich den Brenner verließ, nahm ich sie aus dem größten Paket und steckte sie zu mir. Am Garda-See, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo ich wenigstens so allein war, als meine Heldin am Gestade von Tauris, zog ich die ersten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenz, Padua, am fleißigsten aber in Venedig fortsetzte. Sodann aber gerieth die Arbeit in Stocken, ja ich ward auf eine neue Erfindung geführt, nämlich Iphigenia auf Delphi zu schreiben, welches ich auch sogleich gethan hätte, wenn nicht die Zerstreuung und ein Pflichtsgefühl gegen das ältere Stück mich abgehalten hätte.

In Rom aber ging die Arbeit in geziemender Stetigkeit fort. Abends, beym Schlafengehen bereitete ich mich aufs morgende Pen-

sium, welches denn sogleich beym Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabey war ganz einfach, ich schrieb das Stück ruhig ab, und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period, regelmäßig erklingen. Was daraus entstanden ist werdet ihr beurtheilen. Ich habe dabey mehr gelernt als gethan. Mit dem Stücke selbst erfolgen noch einige Bemerkungen.

Den 6. Januar.

Daß ich auch einmal wieder von kirchlichen Dingen rede, so will ich erzählen, daß wir die Christnacht herumschwärmten und die Kirchen besuchten, wo Functionen gehalten werden. Eine besonders ist sehr besucht, deren Orgel und Musik überhaupt so eingerichtet ist, daß zu einer Pastoral-Musik nichts an Klängen abgeht, weder die

Schalmeyen der Hirten, noch das Zwitschern der Vögel, noch das Blöken der Schafe.

Am ersten Christfeste sah ich den Papst und die ganze Clerisey in der Peterskirche, da er zum Theil vor dem Thron, zum Theil vom Thron herab das Hochamt hielt. Es ist ein einziges Schauspiel in seiner Art, prächtig und würdig genug, ich bin aber im protestantischen Diogenismus so alt geworden, daß mir diese Herrlichkeit mehr nimmt als giebt, ich möchte auch, wie mein frommer Vorfahre, zu diesen geistlichen Weltüberwindern sagen: verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunst und reiner Menschheit.

Heute, als am drey Königs-Feste, habe ich die Messe nach griechischem Ritus vortragen sehen und hören. Die Ceremonien scheinen mir stattlicher, strenger, nachdenklicher und doch populärer als die lateinischen.

Auch da hab' ich wieder gefühlt, daß ich für alles zu alt bin nur fürs Wahre nicht. Ihre Ceremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballette, es fließt alles wie Wasser von einem Wachstuchmantel an mir herunter. Eine Wirkung der Natur hingegen, wie der Sonnenuntergang von Villa Madama gesehen, ein Werk der Kunst, wie die viel verehrte Juno, machen tiefen und belebenden Eindruck.

Nun graut mir schon vor dem Theaterwesen. Die nächste Woche werden sieben Bühnen eröffnet. Anfossi ist selbst hier und giebt Alexander in Indien; auch wird ein Cyrus gegeben, und die Eroberung von Troja als Ballet. Das wäre was für die Kinder.

Den 10. Januar.

Hier folgt denn also das Schmerzenskind; denn dieses Beywort verdient Iphigenia, aus mehr als einem Sinne. Bey Gelegenheit daß ich sie unsern Künstlern vorlas, strich ich verschiedene Zeilen an, von denen ich einige nach meiner Ueberzeugung verbesserte, die andern aber stehen lasse, ob vielleicht Herder ein Paar Federzüge hineinthun will. Ich habe mich daran ganz stumpf gearbeitet.

Denn warum ich die Prosa seit mehreren Jahren bey meinen Arbeiten vorzog, daran war doch eigentlich schuld, daß unsere Prosodie in der größten Unsicherheit schwebt, wie denn meine einsichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde, die Entscheidung mancher Fragen, dem Gefühl, dem Geschmack anheim ga-

ben, wodurch man denn doch aller Richtschnur ermangelte.

Iphigenia in Jamben zu übersetzen hätte ich nie gewagt, wäre mir in Moritzens Prosodie nicht ein Leitstern erschienen. Der Umgang mit dem Verfasser, besonders während seines Krankenlagers hat mich noch mehr darüber aufgeklärt, und ich ersuche die Freunde, darüber mit Wohlwollen nachzudenken.

Es ist auffallend daß wir in unserer Sprache nur wenige Sylben finden, die entschieden kurz oder lang sind. Mit den andern verfährt man nach Geschmack, oder Willkühr. Nun hat Moritz ausgeklügelt, daß es eine gewisse Rangordnung der Sylben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere, gegen eine wenig bedeutendere lang sey, und jene kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe von einer andern geräth, welche mehr Geistesgewicht

hat. Hier ist denn doch ein Anhalten; und wenn auch damit nicht alles gethan wäre, so hat man doch indessen einen Leitfaden an dem man sich hinschlingen kann. Ich habe diese Maxime öfters zu Rathe gezogen und sie mit meiner Empfindung übereinstimmend getroffen.

Da ich oben von einer Vorlesung sprach, so muß ich doch auch, wie es damit zugegangen, kürzlich erwähnen. Diese jungen Männer, an jene früheren, heftigen, vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Berlichingisches, und konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden, doch verfehlten die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Tischbein, dem auch diese fast gänzliche Entäußerung der Leidenschaft kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichniß oder Symbol zum Vorschein. Er verglich es einem Opfer, dessen Rauch, von einem sanften Luftdruck niedergehalten, an der Erde hinzieht, indessen die Flamme freyer nach der

Höhe zu gewinnen sucht. Er zeichnete dieß sehr hübsch und bedeutend. Das Blättchen lege ich bey.

Und so hat mich denn diese Arbeit, über die ich bald hinauszukommen dachte, ein völliges Vierteljahr unterhalten und aufgehalten, mich beschäftigt und gequält. Es ist nicht das erstemal, daß ich das Wichtigste nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grillisieren und rechten.

Einen hübschen geschnittenen Stein lege ich bey, ein Löwchen, dem eine Bremse vor der Nase schnurrt. Die Alten liebten diesen Gegenstand und haben ihn oft wiederholt. Ich wünsche daß Ihr damit künftig Eure Briefe siegelt, damit, durch diese Kleinigkeit, eine Art von Kunst-Echo von Euch zu mir herüber schalle.

Den 18. Januar 1787.

Wie viel hätte ich jeden Tag zu sagen, und wie sehr hält mich Anstrengung und Zerstreuung ab, ein kluges Wort auf's Papier zu bringen. Dazu kommen noch die frischen Tage, wo es überall besser ist als in den Zimmern, die, ohne Ofen und Camin, uns nur zum Schlafen oder Mißbehagen aufnehmen. Einige Vorfälle der letzten Woche darf ich jedoch nicht unberührt lassen.

Im Pallaste Giustiniani steht eine Minerva, die meine ganze Verehrung hat. Winckelmann gedenkt ihrer kaum, wenigstens nicht an der rechten Stelle, und ich fühle mich nicht würdig genug über sie etwas zu sagen. Als wir die Statue besahen, uns lang dabey aufhielten, erzählte uns die Frau des Custode: es sey dieses ein ehmals heiliges Bild

gewesen, und die Inglesi, welche von dieser Religion seyen, pflegten es noch zu verehren, indem sie ihm die eine Hand küßten, die auch wirklich ganz weiß war, da die übrige Statue bräunlich ist. Auch setzte sie hinzu: eine Dame dieser Religion sey vor kurzem da gewesen, habe sich auf die Knie niedergeworfen, und die Statue angebetet. Eine so wunderliche Handlung, habe sie, eine Christin, nicht ohne Lachen ansehen können, und sey zum Saal hinausgelaufen um nicht loszuplatzen. Da ich auch von der Statue nicht weg wollte, fragte sie mich: ob ich etwa eine Schöne hätte, die diesem Marmor ähnlich sähe, daß er mich so sehr anzöge. Das gute Weib kannte nur Anbetung und Liebe, aber von der reinen Bewunderung eines herrlichen Werkes, von der brüderlichen Verehrung eines Menschengeistes konnte sie keinen Begriff haben. Wir freuten uns über das englische Frauenzimmer und gingen weg mit der Begier umzukehren, und ich werde gewiß bald wieder hingehen. Wol-

len meine Freunde ein näheres Wort hören; so lesen sie was Winkelmann vom hohen Styl der Griechen sagt. Leider führt er dort diese Minerva nicht an. Wenn ich aber nicht irre, so ist sie von jenem hohen strengen Styl, da er in den schönen übergeht, die Knospe indem sie sich öffnet, und nun eine Minerva deren Charakter eben dieser Uebergang so wohl ansteht!

Nun von einem Schauspiel anderer Art! Am drey Königs-Tage, am Feste des Heils das den Heiden verkündigt worden, waren wir in der Propaganda. Dort ward, in Gegenwart dreyer Cardinäle und eines großen Auditorii, erst eine Rede gehalten, an welchem Orte Maria die drey Magos empfangen? im Stalle? oder wo sonst? dann nach verlesnen einigen lateinischen Gedichten, ähnliches Gegenstandes, traten bey dreyßig Seminaristen nach und nach auf, und lasen kleine Gedichte, jeder in seiner Landessprache: Ma-

labarisch, Epirotisch, Türkisch, Moldauisch, Elenisch, Persisch, Colchisch, Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Cophtisch, Saracenisch, Armenisch, Hybernisch, Madagascarisch, Isländisch, Boisch, Aegyptisch, Griechisch, Isaurisch, Aethiopisch ꝛc. und mehrere die ich nicht verstehen konnte. Die Gedichtchen schienen meist im Nationalsylbenmaaße verfaßt, mit der Nationaldeclamation vorgetragen zu werden, denn es kamen barbarische Rhythmen und Töne hervor. Das Griechische klang, wie ein Stern in der Nacht erscheint. Das Auditorium lachte unbändig über die fremden Stimmen, und so ward auch diese Vorstellung zur Farce.

Nun noch ein Geschichtchen, wie lose man im heiligen Rom das Heilige behandelt. Der verstorbene Cardinal Albani war in einer solchen Fest-Versammlung wie ich sie eben beschrieben. Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an, gegen die Cardinäle

gewendet: gnaja! gnaja! so daß es ohngefähr klang, wie canailla! canailla! Der Cardinal wendete sich zu seinen Mitbrüdern und sagte: der kennt uns doch!

Den 13. Januar.

Wie viel that Winckelmann nicht, und wie viel ließ er uns zu wünschen übrig. Mit den Materialien, die er sich zueignete, hatte er so geschwind gebaut um unter Dach zu kommen. Lebte er noch, und er könnte noch frisch und gesund seyn, so wäre er der erste, der uns eine Umarbeitung seines Werks gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benutzt, das von andern nach seinen Grundsätzen gethan und beobachtet, neuerdings ausgegraben und entdeckt worden. Und dann wäre der Cardinal Albani todt, dem zu Liebe er manches geschrieben und vielleicht manches verschwiegen hat.

Den 15. Januar 1787.

Und so ist denn endlich auch Aristodem und zwar sehr glücklich und mit dem größten Beyfall aufgeführt. Da Abbate Monti zu den Hausverwandten des Nepoten gehört, und in den oberen Ständen sehr geschätzt ist, so war von daher alles Gute zu hoffen. Auch sparten die Logen ihren Beyfall nicht. Das Parterre war gleich von vorn herein durch die schöne Diction des Dichters und die treffliche Recitation der Schauspieler gewonnen, und man versäumte keine Gelegenheit seine Zufriedenheit an den Tag zu legen. Die deutsche Künstlerbank zeichnete sich dabey nicht wenig aus, und es war dießmal ganz am Platze, da sie überhaupt ein wenig vorlaut ist.

Der Verfasser war zu Hause geblieben, voller Sorge, wegen des Gelingens des Stücks,

von Akt zu Akt kamen günstige Bothschaften, welche nach und nach seine Besorglichkeit in die größte Freude verwandelten. Nun fehlt es nicht an Wiederholung der Vorstellung, und alles ist in dem besten Gleise. So kann man durch die entgegengesetztesten Dinge, wenn nur jedes sein ausgesprochenes Verdienst hat, den Beyfall der Menge sowohl, als der Kenner erwerben.

Aber die Vorstellung war auch sehr löblich, und der Hauptakteur, der das ganze Stück ausfüllt sprach und spielte vortrefflich: man glaubte einen der alten Kaiser auftreten zu sehen. Sie hatten das Costum, das uns an den Statuen so sehr imponirt, recht gut in Theatertracht übersetzt, und man sah dem Schauspieler an daß er die Antiken studirt hatte.

Den 16. Januar.

Ein großer Kunstverlust steht Röm bevor. Der König von Neapel läßt den Herkules Farnese in seine Residenz bringen. Die Künstler trauern sämmtlich, indessen werden wir bey dieser Gelegenheit etwas sehen, was unsern Vorfahren verborgen blieb.

Gedachte Statue, nämlich, vom Kopf bis an die Knie, und sodann die unteren Füße mit dem Sockel worauf sie stehen, wurde auf farnesischem Grund und Boden gefunden, die Beine aber, vom Knie bis an die Knöchel fehlten, und wurden durch Wilhelm Porta ersetzt. Auf diesen steht er nun bis auf den heutigen Tag. Indessen waren auf borghesischem Grund und Boden die ächten alten Beine gefunden worden, die man denn auch in der borghesischen Villa aufgestellt sah.

Gegenwärtig gewinnt es Prinz Borghese über sich, und verehrt diese köstlichen Reste dem König von Neapel. Die Beine des Porta werden abgenommen, die ächten an die Stelle gesetzt, und man verspricht sich, ob man gleich mit jenen bisher ganz wohl zufrieden gewesen, nunmehr eine ganz neue Anschauung, und mehr harmonischen Genuß.

Den 18. Januar.

Gestern, als am Feste des heiligen Antonius Ablas, machten wir uns einen lustigen Tag, es war das schönste Wetter von der Welt, hatte die Nacht Eis gefroren und der Tag war heiter und warm.

Es läßt sich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Cultus, oder ihre Speculationen ausdehnten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß sie auch die Thiere eini-

germaaßen geistlicher Begünstigungen theilhaft werden ließen. Sankt Anton der Abt oder Bischoff, ist Patron der vierfüßigen Geschöpfe, sein Fest ein saturnalischer Feyertag für die sonst belasteten Thiere, so wie für ihre Wärter und Lenker. Alle Herrschaften müssen heute zu Hause bleiben, oder zu Fuß gehen, man verfehlt niemals bedenkliche Geschichten zu erzählen, wie ungläubige Vornehme, welche ihre Kutscher an diesem Tage zu fahren genöthigt, durch große Unfälle gestraft worden.

Die Kirche liegt an einem so weitschichtigen Platz, daß er beynahe für öde gelten könnte, heute ist er aber auf das lustigste belebt, Pferde und Maulthiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern schön, ja prächtig eingeflochten zu schauen, werden vor die kleine, von der Kirche etwas abstehende Capelle geführt, wo ein Priester, mit einem großen Wedel versehen, das Weihwasser, das

in Butten und Kübeln vor ihm steht, nicht schonend, auf die muntern Geschöpfe derb losspritzt, manchmal sogar schalkhaft um sie zu reizen. Andächtige Kutscher bringen größere oder kleinere Kerzen, die Herrschaften senden Allmosen und Geschenke, damit die kostbaren, nützlichen Thiere, ein Jahr über, vor allem Unfall sicher bleiben mögen. Esel und Hornvieh, ihren Besitzern eben so nützlich und werth, nehmen gleichfalls an diesem Seegen ihr beschieden Theil.

Nachher ergetzten wir uns an einer großen Wanderung, unter einem so glücklichen Himmel, umgeben von den interessantesten Gegenständen, denen wir doch dießmal wenig Aufmerksamkeit schenkten, vielmehr Lust und Scherz in voller Maaße walten ließen.

Den 19. Januar.

So hat denn der große König, dessen Ruhm die Welt erfüllte, dessen Thaten ihn sogar des katholischen Paradieses werth machten, endlich auch das Zeitliche gesegnet, um sich mit den Heroen seines Gleichen im Schattenreiche zu unterhalten. Wie gern ist man still, wenn man einen solchen zur Ruh gebracht hat.

Heute machten wir uns einen guten Tag, besahen einen Theil des Capitols, den ich bisher vernachlässigt, dann setzten wir über die Tiber und tranken spanischen Wein auf einem neugelandeten Schiffe. In dieser Gegend will man Romulus und Remus gefunden haben, und so kann man, wie an einem doppelt und dreyfachen Pfingstfeste zugleich vom heiligen Kunstgeiste, von der mildesten Atmo-

sphäre, von antiquarischen Erinnerungen, und von süßem Weine trunken werden.

Den 20. Januar.

Was im Anfang einen frohen Genuß gewährte, wenn man es oberflächlich hinnahm, das drängt sich hernach beschwerlich auf, wenn man sieht, daß ohne gründliche Kenntniß doch auch der wahre Genuß ermangelt.

Auf Anatomie bin ich so ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntniß des menschlichen Körpers, bis auf einen gewissen Grad nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine höhere Weise hingewiesen. Bey unserer medicinisch-chirurgischen Anatomie, kommt es bloß darauf an, den Theil zu kennen, und hierzu dient auch wohl ein kümmerlicher Muskel. In Rom

aber wollen die Theile nichts heißen, wenn sie nicht zugleich eine edle, schöne Form darbieten.

In dem großen Lazareth San Spirito, hat man den Künstlern zu lieb, einen sehr schönen Muskelkörper dergestalt bereitet, daß die Schönheit desselben in Verwundrung setzt. Er könnte wirklich für einen geschundenen Halbgott, für einen Marsias gelten.

So pflegt man auch, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künstlich zusammengereihte Knochenmaske zu studiren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es schon Leben und Bewegung erhält.

Sage ich nun, daß wir auch Abends Perspectiv studiren, so zeigt es doch wohl, daß wir nicht müssig sind. Bey allem dem aber hofft man immer mehr zu thun, als wirklich geschieht.

Den 22. Januar.

Von dem deutschen Kunstsinn und dem dortigen Kunstleben, kann man wohl sagen, man hört läuten, aber nicht zusammen klingen. Bedenke ich jetzt, was für herrliche Sachen in unserer Nachbarschaft sind, und wie wenig sie von mir genutzt worden, so möchte ich verzweifeln, und dann kann ich mich wieder auf den Rückweg freuen, wenn ich hoffen kann, jene Meisterwerke zu erkennen, an denen ich nur herumtäppte.

Doch auch in Rom ist zu wenig für den gesorgt, dem es Ernst ist ins Ganze zu studiren. Er muß alles aus unendlichen, obgleich überreichen Trümmern zusammenstoppeln. Freylich ist wenigen Fremden reiner Ernst, etwas rechts zu sehen und zu lernen. Sie folgen ihren Grillen, ihrem Dünkel, und das

merken sich alle diejenigen wohl die mit Fremden zu thun haben. Jeder Führer hat Absichten, jeder will irgend einen Handelsmann empfehlen, einen Künstler begünstigen, und warum sollte er es nicht? denn schlägt der Unerfahrne nicht das Vortrefflichste aus das man ihm anbietet?

Einen außerordentlichen Vortheil hätte es der Betrachtung bringen können, ja, es wäre ein eignes Museum entstanden, wenn die Regierung, die doch erst die Erlaubniß geben muß, wenn ein Alterthum ausgeführt werden soll, fest darauf bestanden hätte, daß jedesmal ein Abguß geliefert werden müsse. Hätte aber auch ein Papst solch einen Gedanken gehabt, alles hätte sich widersetzt, denn man wäre in wenigen Jahren erschrocken, über Werth und Würde solcher ausgeführten Dinge, wozu man die Erlaubniß in einzelnen Fällen, heimlich, und durch allerley Mittel zu erlangen weiß.

Den 22. Januar.

Schon früher, aber besonders bey der Aufführung des Aristodem, erwachte der Patriotismus unserer deutschen Künstler. Sie unterließen nicht gutes von meiner Iphigenia zu reden, einzelne Stellen wurden wieder verlangt, und ich fand mich zuletzt zu einer Wiederholung des Ganzen genöthigt. Auch da entdeckte ich manche Stelle die mir gelenker aus dem Munde ging, als sie auf dem Papier stand. Freylich ist die Poesie nicht fürs Auge gemacht.

Dieser gute Ruf erscholl nun, bis zu Reifenstein und Angelika, und da sollte ich denn meine Arbeit abermals produciren. Ich erbat mir einige Frist, trug aber sogleich die Fabel und den Gang des Stücks mit einiger Umständlichkeit vor. Mehr als ich glaubte

gewann sich diese Darstellung die Gunst gedachter Personen, auch Herr Zucchi, von dem ich es am wenigsten erwartet, nahm recht freyen und wohlempfundenen Antheil. Dieses klärt sich aber dadurch sehr gut auf, daß das Stück sich der Form nähert, die man im Griechischen, Italiänischen, Französischen längst gewohnt ist, und welche demjenigen noch immer am besten zusagt, welcher sich an die englischen Kühnheiten noch nicht gewöhnt hat.

Rom den 25. Januar 1787.

Nun wird es mir immer schwerer von meinem Aufenthalte in Rom Rechenschaft zu geben, denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht; so geht es auch mir in Betrachtung dieser Stadt.

Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen, und die Verglei-

chung von beyden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Schon die Lage dieser Hauptstadt der Welt, führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir sehen bald, hier hat sich kein wanderndes, großes, wohlgeführtes Volk niedergelassen, und den Mittelpunkt eines Reichs weislich festgesetzt, hier hat kein mächtiger Fürst einen schicklichen Ort zum Wohnsitz einer Colonie bestimmt. Nein! Hirten und Gesindel haben sich hier zuerst eine Stäte bereitet, ein Paar rüstige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Pallästen der Herrn der Welt gelegt, an dessen Fuß sie die Willkühr des Ausrichters zwischen Morast und Schilf einst hinlegte. So sind die sieben Hügel Roms nicht Erhöhungen gegen das Land das hinter ihnen liegt, sie sind es gegen die Tiber und gegen das uralte Bette der Tiber; was Campus Martius ward. Erlaubt mir das Frühjahr weitere Excursionen, so will ich die unglückliche Lage ausführlicher schildern. Schon jetzt nehm' ich den herzlichsten Antheil an dem Jammer-

geschrey und den Schmerzen der Weiber von Alba, die ihre Stadt zerstören sehn, und den schönen von einem klugen Anführer gewählten Platz verlassen müssen, um an den Nebeln der Tiber Theil zu nehmen, den elenden Hügel Coelius zu bewohnen und von da nach ihrem verlassenen Paradiese zurück zu sehn. Ich kenne noch wenig von der Gegend, aber ich bin überzeugt, kein Ort der ältern Völker lag so schlecht als Rom, und da die Römer endlich alles verschlungen hatten, mußten sie wieder mit ihren Landhäusern hinaus und an die Plätze der zerstörten Städte rücken, um zu leben und das Leben zu genießen.

Den 25. Januar.

Zu einer recht friedlichen Betrachtung giebt es Anlaß, wie viele Menschen hier im Stillen leben, und wie sich jeder nach seiner Weise beschäftigt. Wir sahen bey einem Geistlichen, der, ohne großes angebornes Talent, sein Leben der Kunst widmete, sehr interessante Copien trefflicher Gemälde, die er in Miniatur nachgebildet hat. Sein vorzüglichstes nach dem Abendmahl des Leonhard da Vinci in Mailand. Der Moment ist genommen da Christus den Jüngern, mit denen er vergnügt und freundschaftlich zu Tische sitzt, erklärt und sagt: aber doch ist einer unter euch der mich verräth.

Man hofft einen Kupferstich, entweder nach dieser Copie, oder nach andern mit denen man sich beschäftigt. Es wird das größte

Geschenk seyn, wenn eine treue Nachbildung im großen Publikum erscheint.

Vor einigen Tagen besuchte ich den Pater Jaquier, einen Franziskaner, auf Trinita di Monte. Er ist Franzos von Geburt, durch mathematische Schriften bekannt, hoch in Jahren, sehr angenehm und verständig. Er kannte zu seiner Zeit die besten Männer, und hat sogar einige Monate bey Voltaire zugebracht, der ihn sehr in Affection nahm.

Und so habe ich noch mehr gute solide Menschen kennen lernen, dergleichen sich hier unzählige befinden, die ein pfäffisches Mißtrauen auseinander hält. Der Buchhandel giebt keine Verbindung, und die literarischen Neuigkeiten sind selten fruchtbar.

Und so geziemt es dem Einsamen die Einsiedler aufzusuchen. Denn seit der Aufführung des Aristodems, zu dessen Gunsten wir

uns wirklich thätig erwiesen hatten, führte man mich abermals in Versuchung; es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu thun sey, man wollte seine Parthey verstärken, mich als Instrument brauchen, und wenn ich hätte hervorgehen und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle gespielt. Nun aber, da sie sehen daß mit mir nichts anzufangen ist, lassen sie mich gehn, und ich wandle meinen sichern Weg fort.

Ja! meine Existenz hat einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schwere giebt, ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Gespenstern, die so oft mit mir spielten. Seyd auch gutes Muths, ihr werdet mich oben halten und mich zu euch zurückziehen.

Den 28. Januar 1787.

Zwey Betrachtungen, die durch alles durchgehen, welchen sich hinzugeben man jeden Augenblick aufgefordert wird, will ich, da sie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht verfehlen.

Zuerst also wird man bey dem ungeheuern und doch nur trümmerhaften Reichthum dieser Stadt, bey jedem Kunstgegenstande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Daseyn gegeben. Durch Winkelmann sind wir dringend aufgeregt die Epochen zu sondern, den verschiedenen Styl zu erkennen dessen sich die Völker bedienten, den sie, in Folge der Zeiten, nach und nach ausgebildet und zuletzt wieder verbildet. Hievon überzeugte sich jeder wahre Kunstfreund. Aner-

kennen thun wir alle die Richtigkeit und das Gewicht der Forderung.

Aber wie nun zu dieser Einsicht gelangen! Vorgearbeitet nicht viel, der Begriff richtig und herrlich aufgestellt, aber das Einzelne im ungewissen Dunkel. Eine vieljährige entschiedene Uebung des Auges ist nöthig und man muß erst lernen um fragen zu können. Da hilft kein zaudern und zögern, die Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Punkt ist nun einmal rege und jeder, dem es Ernst ist, sieht wohl ein, daß auch in diesem Felde kein Urtheil möglich ist als wenn man es historisch entwickeln kann.

Die zweyte Betrachtung beschäftigt sich ausschließlich mit der Kunst der Griechen und sucht zu erforschen, wie jene unvergleichlichen Künstler verfuhren, um aus der menschlichen Gestalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeschlossen ist

und worin kein Hauptcharacter so wenig als die Uebergänge und Vermittlungen fehlen. Ich habe eine Vermuthung, daß sie nach eben den Gesetzen verfuhren, nach welchem die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur ist noch etwas anders dabey, das ich nicht auszusprechen wüßte.

Den 2. Februar 1787.

Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es gesehen zu haben, keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Massen des Lichts und Schattens verschlungen, und nur die größten allgemeinsten Bilder stellen sich dem Auge dar. Seit drey Tagen haben wir die hellsten und herrlichsten Nächte wohl und vollständig genossen. Einen vorzüglich schönen Anblick gewährt das Colisee. Es wird Nachts zugeschlossen, ein Eremit wohnt darin an ei-

nem Kirchelchen und Bettler nisten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine stille Luft trieb den Rauch erst auf der Arena hin, daß der untere Theil der Ruinen bedeckt war, und die ungeheuern Mauern oben drüber finster herausragten, wir standen am Gitter und sahen dem Phänomen zu, der Mond stand hoch und heiter. Nach und nach zog sich der Rauch durch die Wände, Lücken und Oeffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war köstlich. So muß man das Pantheon, das Capitol beleuchtet sehn, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und so haben Sonne und Mond, eben wie der Menschengeist, hier ein ganz anderes Geschäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Massen entgegen stehn.

Den 13. Februar.

Eines Glücksfalls muß ich erwähnen, obgleich eines geringen. Doch alles Glück, groß oder klein, ist von Einer Art, und immer erfreulich. Auf Trinita di Monte wird der Grund zum neuen Obelisk gegraben, dort eben ist alles aufgeschüttetes Erdreich von Ruinen der Gärten des Lukullus, die nachher an die Kayser kamen. Mein Perückenmacher geht frühe dort vorbey und findet im Schutte ein flach Stück gebrannten Thon mit einigen Figuren, wäschts und zeigt es uns. Ich eigne es mir gleich zu. Es ist nicht gar eine Hand groß, und scheint von dem Rande einer großen Schüssel zu seyn. Es stehn zwey Greifen an einem Opfertische, sie sind von der schönsten Arbeit und freuen mich ungemein. Stünden sie auf einem geschnittenen Stein, wie gern würde man damit siegeln.

Von vielen andern Sachen sammelt's sich auch um mich, und nichts Vergebliches oder Leeres, welches hier unmöglich wäre, alles unterrichtend und bedeutend. Am liebsten ist mir denn aber doch, was ich in der Seele mitnehme, und was, immer wachsend, sich immer vermehren kann.

Den 15. Februar.

Vor meiner Abreise nach Neapel konnte ich einer nochmaligen Vorlesung meiner Iphigenia nicht entgehen. Madam Angelika und Hofrath Reitzenstein waren die Zuhörer, und selbst Herr Zucchi hatte darauf gedrungen weil es der Wunsch seiner Gattin war, er arbeitete indeß an einer großen architektonischen Zeichnung, die er in Decorationsart vortrefflich zu machen versteht. Er war mit Clerissau in Dalmatien, hatte sich überhaupt mit ihm associirt, zeichnete die Figuren zu den

Gebäuden und Ruinen, die jener herausgab, und lernte dabey so viel Perspective und Effect, daß er sich in seinen alten Tagen, auf eine würdige Weise, auf dem Papier damit vergnügen kann.

Die zarte Seele Angelika, nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf, sie versprach mir eine Zeichnung daraus aufzustellen, die ich zum Andenken besitzen sollte. Und nun gerade, als ich mich von Rom zu scheiden bereite, werde ich auf eine zarte Weise mit diesen wohlwollenden Personen verbunden. Es ist mir zugleich ein angenehmes und schmerzliches Gefühl, wenn ich mich überzeuge, daß man mich ungern wegläßt.

Den 16. Februar 1787.

Die glückliche Ankunft der Iphigenia ward mir auf eine überraschende und angenehme Weise verkündigt. Auf dem Wege nach der Oper brachte man mir den Brief von wohlbekannter Hand, und dießmal doppelt willkommen, mit dem Löwchen gesiegelt, Als vorläufiges Wahrzeichen des glücklich angelangten Pakets. Ich drängte mich in das Opernhaus, und suchte mir mitten unter dem fremden Volk einen Platz unter dem großen Lüster zu verschaffen. Hier fühlte ich mich nun so nah an die Meinigen gerückt, daß ich hätte aufhüpfen und sie umarmen mögen. Herzlich dank' ich, daß mir die nackte Ankunft gemeldet worden, möget Ihr euer nächstes mit einem guten Worte des Beyfalls begleiten.

Hier folgt das Verzeichniß, wie die Exemplare, die ich von Goeschen zu erwarten ha-

be, unter die Freunde vertheilt werden sollen, denn ob es mir gleich ganz gleichgültig ist, wie das Publikum diese Sachen betrachtet, so wünscht' ich doch dadurch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben.

Man unternimmt nur zu viel. Denke ich an meine vier letzten Bände im Ganzen, so möchte mir schwindelnd werden, ich muß sie einzeln angreifen, und so wird es gehn.

Hätte ich nicht besser gethan nach meinem ersten Entschluß diese Dinge fragmentarisch in die Welt zu schicken, und neue Gegenstände, an denen ich frischeren Antheil nehme, mit frischem Muth und Kräften zu unternehmen. Thät' ich nicht besser Iphigenia auf Delphi zu schreiben, als mich mit den Grillen des Tasso herum zu schlagen, und doch habe ich auch dahinein schon zu viel von meinem Eignen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben sollte.

Ich habe mich auf den Vorsaal ans Kamin gesetzt, und die Wärme eines dießmal gut genährten Feuers giebt mir frischen Muth ein neues Blatt anzufangen, denn es ist doch gar zu schön, daß man mit seinen neusten Gedanken so weit in die Ferne reichen, ja seine nächsten Umgebungen durch Worte dorthin versetzen kann. Das Wetter ist ganz herrlich, die Tage nehmen merklich zu, Lorbeeren und Buchsbäume blühen, auch die Mandelbäume. Heute früh überraschte mich ein wundersamer Anblick, ich sah von Ferne hohe stangenähnliche Bäume, über und über von dem schönsten Violet bekleidet. Bey näherer Untersuchung war es der Baum in unsern Treibhäusern unter dem Namen Judenbaum bekannt, dem Botaniker als cercis siliquastrum. Seine violetten Schmetterlingsblumen bringt er unmittelbar aus dem Stamme hervor. Abgeholzt den letzten Winter waren die Stangen die ich vor mir sah, aus deren Rinde die wohlgebildete und gefärbte Blume

zu Tausenden hervorbrach. Die Maaslieben dringen wie Ameisen aus dem Boden, Crokus und Adonis erscheinen seltner, aber desto zierlicher und zierender.

Was wird mir nicht erst das mittägigere Land für Freuden und Kenntnisse geben, aus denen für mich neue Resultate hervortreten. Es ist mit natürlichen Dingen wie mit der Kunst, es ist so viel drüber geschrieben, und jeder der sie sieht kann sie doch wieder in neue Combination setzen.

Denke ich an Neapel, ja gar nach Sicilien, so fällt es einem sowohl in der Erzählung als in Bildern auf, daß in diesen Paradiesen der Welt, sich zugleich die Vulkanische Hölle so gewaltsam aufthut, und seit Jahrtausenden die Wohnenden und Genießenden aufschreckt und irre macht.

Doch schlage ich mir die Hoffnung jener viel bedeutenden Ansichten gern aus dem

Sinne, um vor meiner Abreise, die alte Hauptstadt der Welt noch recht zu benutzen.

Seit vierzehn Tagen bin ich von Morgen bis in die Nacht in Bewegung, was ich noch nicht gesehn such' ich auf. Das Vorzüglichste wird zum zweyten und drittenmal betrachtet, und nun ordnet sich's einigermaaßen. Denn indem die Hauptgegenstände an ihre rechte Stelle kommen, so ist für viele mindere dazwischen Platz und Raum. Meine Liebschaften reinigen und entscheiden sich, und nun erst kann mein Gemüth dem Größeren und Aechtesten mit gelassener Theilnahme sich entgegen heben. Dabey findet man denn wohl den Künstler beneidenswerth, der durch Nachbildung und Nachahmung auf alle Weise jenen großen Intentionen sich mehr nähert, sie besser begreift als der bloß Beschauende und Denkende. Doch muß am Ende jeder thun was er vermag, und so spanne ich denn alle Segel meines Geistes auf, um diese Küsten zu umschiffen.

Das Camin ist dießmal recht durchgewärmt, und die schönsten Kohlen aufgehäuft, welches bey uns selten geschieht, weil nicht leicht jemand Lust und Zeit hat dem Caminfeuer ein Paar Stunden Aufmerksamkeit zu widmen, und so will ich denn dieses schöne Klima benutzen, um einige Bemerkungen aus meiner Schreibtafel zu retten, die schon halb verloschen sind.

Am zweyten Februar begaben wir uns in die Sixtinische Capelle zur Function, bey welcher die Kerzen geweiht werden. Ich fand mich gleich sehr unbehaglich, und zog mit den Freunden bald wieder hinaus. Denn ich dachte: das sind ja grade die Kerzen, welche seit drey Hundert Jahren diese herrlichen Gemälde verdüstern, und das ist ja eben der Weihrauch, der mit heiliger Unverschämtheit die einzige Kunstsonne nicht nur umwölkt, sondern von Jahr zu Jahren mehr trübe macht, und zuletzt gar in Finsterniß versenkt.

Darauf suchten wir das Freye, und kamen, nach einem großen Spaziergange, auf St. Onuphrio, wo Tasso in einem Winkel begraben liegt. Auf der Kloster-Bibliothek steht seine Büste. Das Gesicht ist von Wachs, und ich glaube gern, daß es über seinen Leichnam abgeformt sey. Nicht ganz scharf, und hie und da verdorben, deutet es doch im Ganzen mehr als irgend ein anderes seiner Bildnisse auf einen talentvollen, zarten, feinen, in sich geschloßnen Mann.

So viel für dießmal. Jetzt will ich an des ehrlichen Volkmanns zweyten Theil, der Rom enthält, um auszuziehen, was ich noch nicht gesehn habe. Ehe ich nach Neapel reise, muß die Erndte wenigstens niedergemäht seyn, sie in Garben zu binden werden auch schon gute Tage kommen.

Den 17. Februar.

Das Wetter ist unglaublich und unsäglich schön, den ganzen Februar bis auf vier Regentage ein reiner heller Himmel, gegen Mittag fast zu warm. Nun sucht man das Freye und wenn man bisher sich nur mit Göttern und Helden abgeben mochte, so tritt die Landschaft auf einmal wieder in ihre Rechte, und man heftet sich an die Umgebungen die der herrlichste Tag belebt. Manchmal erinnere ich mich, wie der Künstler in Norden den Strohdächern und verfallenen Schlössern etwas abzugewinnen sucht, wie man sich an Bach und Busch und zerbrockeltem Gestein herumdrückt, um eine malerische Wirkung zu erhaschen, und ich komme mir ganz wunderbar vor, um so mehr als jene Dinge, nach so langer Gewohnheit, einem noch immer ankleben, nun habe ich mir aber seit vierzehn Tagen einen Muth gefaßt, und bin mit kleinen

Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir, ohne viel Besinnens, kleine auffallende, wahrhaft südliche und römische Gegenstände entworfen, und suche nun, mit Hülfe des guten Glücks, ihnen Licht und Schatten zu geben. Es ist ganz eigen, daß man deutlich sehen und wissen kann, was gut und besser ist, will man sich's aber zueignen, so schwindet's gleichsam unter den Händen, und wir greifen nicht nach dem Rechten, sondern nach dem was wir zu fassen gewohnt sind. Nur durch geregelte Uebung könnte man vorwärts kommen, wo aber sollte ich Zeit und Sammlung finden! Indessen fühle ich mich denn doch durch das leidenschaftliche, vierzehntägige Streben um vieles gebessert.

Die Künstler belehren mich gerne, denn ich fasse geschwind. Nun ist aber das Gefaßte nicht gleich geleistet, etwas schnell zu begreifen ist ja ohnehin die Eigenschaft des

Geistes, aber etwas recht zu thun, dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens.

Und doch soll der Liebhaber, so schwach er auch nachstrebt, sich nicht abschrecken lassen. Die wenigen Linien die ich aufs Papier ziehe, oft übereilt, selten richtig, erleichtern mir jede Vorstellung von sinnlichen Dingen, denn man erhebt sich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenstände genauer und schärfer betrachtet.

Mit dem Künstler nur muß man sich nicht vergleichen, sondern nach seiner eigenen Art verfahren, denn die Natur hat für ihre Kinder gesorgt, der Geringste wird nicht, auch durch das Daseyn des Trefflichsten an seinem Daseyn gehindert: „ein kleiner Mann ist auch ein Mann!" und dabey wollen wirs denn bewenden lassen.

Ich habe zweymal das Meer gesehn, erst das adriatische, dann das mittländische, nur

gleichsam zum Besuch. In Neapel wollen wir bekannter werden. Es rückt alles auf einmal in mir herauf, warum nicht früher, warum nicht wohlfeiler. Wie viele tausend Sachen, manche ganz neu und von Vornen hätte ich mitzutheilen.

Den 17. Februar 1787.
Abends nach verklungener Carnevals-Thorheit.

Ich lasse bey meiner Abreise Moritzen ungern allein. Er ist auf gutem Wege, doch wie er für sich geht, so sucht er sich gleich beliebte Schlupfwinkel. Ich habe ihn aufgemuntert an Herdern zu schreiben, der Brief liegt bey, ich wünsche eine Antwort, die etwas Dienliches und Hülfreiches enthalte. Es ist ein sonderbar guter Mensch, er wäre viel weiter, wenn er von Zeit zu Zeit Personen gefunden hätte, fähig und liebevoll genug, ihn über seinen Zustand aufzuklären. Gegenwärtig kann er kein gesegneteres Verhältniß

anknüpfen, als wenn ihm Herder erlaubt, manchmal zu schreiben. Er beschäftigt sich mit einem lobenswürdigen antiquarischen Unternehmen, das wohl verdient gefördert zu werden. Freund Herder wird nicht leicht eine Mühe besser angewendet, und gute Lehre kaum in einen fruchtbarern Boden gelegt haben.

Das große Portrait, welches Tischbein von mir unternommen, wächst schon aus der Leinwand heraus. Der Künstler hat sich durch einen fertigen Bildhauer ein kleines Modell von Thon machen lassen, welches gar zierlich mit einem Mantel drappirt worden. Darnach malt er fleißig, denn es sollte freylich, vor unserer Abreise nach Neapel, schon auf einen gewissen Punkt gebracht seyn, und es gehört schon Zeit dazu eine so große Leinwand mit Farben auch nur zu bedecken.

Den 19. Februar.

Das Wetter fährt fort über allen Ausdruck schön zu seyn, heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter den Narren zubrachte. Mit Anbruch der Nacht erholte ich mich auf der Villa Medicis, Neumond ist eben vorbey, und neben der zarten Mondsichel, konnte ich die ganze dunkle Scheibe, fast mit bloßen Augen, durch's Perspectiv ganz deutlich sehn. Ueber der Erde schwebt ein Duft, des Tags über, den man nur aus Gemälden und Zeichnungen des Claude kennt, das Phänomen in der Natur aber nicht leicht so schön sieht als hier. Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüthen von den Bäumen; die Mandeln blühen, und machen eine neue luftige Erscheinung zwischen den dunkelgrünen Eichen, der Himmel ist wie ein hellblauer Tafft von der Sonne beschienen. Wie wird

es erst in Neapel seyn! Wir finden das meiste schon grün. Meine botanischen Grillen bekräftigen sich an allem diesen, und ich bin auf dem Wege neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur, solch ein Ungeheures, das wie nichts aussieht, aus dem Einfachen das Mannigfaltigste entwickelt.

Der Vesuv wirft Steine und Asche aus, und bey Nacht sieht man den Gipfel glühen. Gebe uns die wirkende Natur einen Lavafluß. Nun kann ich kaum erwarten bis auch diese großen Gegenstände mir eigen werden.

Den 21. Februar 1787.

Ich benutze die Augenblicke zwischen dem Einpacken um noch einiges nachzuholen. Morgen gehn wir nach Neapel. Ich freue mich auf das Neue, das unaussprechlich schön seyn oll, und hoffe in jener paradisischen Natur wieder neue Freyheit und Lust zu gewinnen.

Hier, im ernsten Rom, wieder an das Studium der Kunst zu gehen.

Das Einpacken wird mir leicht, ich thue es mit leichterem Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von allem loslöste was mir so lieb und werth war. Ja es ist schon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren, welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zu viel gesagt ist.

Daß Iphigenia angekommen, weiß ich, möge ich am Fuße des Vesuvs erfahren, daß ihr eine gute Aufnahme zu Theil geworden.

Mit Tischbein, der so einen herrlichen Blick in Natur als Kunst hat, diese Reise zu machen, ist für mich von der größten Wichtigkeit, doch können wir, als ächte Deutsche, uns doch nicht losmachen, von Vorsätzen und Aussichten auf Arbeit. Das schönste

Papier ist gekauft, und wir nehmen uns vor darauf zu zeichnen, obgleich die Menge, die Schönheit und der Glanz der Gegenstände höchst wahrscheinlich unserm guten Willen Gränzen setzt.

Eins habe ich über mich gewonnen, daß ich von meinen poetischen Arbeiten nichts mitnehme als Tasso allein, zu ihm habe ich die beste Hoffnung. Wüßt' ich nun was Ihr zu Iphigenien sagt, so könnte mir dieß zur Leitung dienen, denn es ist doch eine ähnliche Arbeit. Der Gegenstand fast noch beschränkter als jener, und will im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet seyn, doch weiß ich noch nicht was es werden kann, das Vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton, haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft.

Beym Aufräumen fallen mir einige Eurer lieben Briefe in die Hand, und da treffe ich, beym Durchlesen, auf den Vorwurf, daß ich

mir in meinen Briefen widerspreche. Das kann ich zwar nicht merken, denn was ich geschrieben habe schicke ich gleich fort, es ist mir aber selbst sehr wahrscheinlich, denn ich werde von ungeheuern Mächten hin und wieder geworfen, und da ist es wohl natürlich daß ich nicht immer weiß wo ich stehe.

Man erzählt von einem Schiffer, der von einer stürmischen Nacht auf der See überfallen, nach Hause zu steuern trachtete. Sein Söhnchen, in der Finsterniß an ihn geschmiegt, fragte: Vater, was ist denn das für ein närrisches Lichtchen dort, das ich bald über uns, bald unter uns sehe? Der Vater versprach ihm die Erklärung des andern Tags, und da fand es sich, daß es die Flamme des Leuchtthurms gewesen, die einem von wilden Wogen auf und niedergeschaukelten Auge bald unten, bald oben erschien.

Auch ich steure, auf einem leidenschaftlich bewegtem Meere dem Hafen zu, und halte

ich die Gluth des Leuchtthurms nur scharf im Auge, wenn sie mir auch den Platz zu verändern scheint, so werde ich doch zuletzt am Ufer genesen.

Bey der Abreise fällt einem doch immer jedes frühere Scheiden und auch das künftige letzte unwillkührlich in den Sinn, und mir drängt sich, dießmal stärker als sonst, dabey die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Vorastalten machen um zu leben, denn so kehren auch wir, Tischbein und ich, so vielen Herrlichkeiten, sogar unserm wohlausgestatteten, eignen Museum den Rücken. Da stehn nun drey Junonen zur Vergleichung neben einander, und wir verlassen sie als wenns keine wäre.

Den 20. Februar. Ascher-Mittwoch.

Nun ist der Narrheit ein Ende. Die unzähligen Lichter, gestern Abend, waren noch ein toller Spectakel. Das Carnaval in Rom muß

Bayerische Staatsbibliothek München

man gesehen haben, um den Wunsch völlig los zu werden, es je wieder zu sehen. Zu schreiben ist davon gar nichts, bey einer mündlichen Darstellung möchte es allenfalls unterhaltend seyn. Was man dabey unangenehm empfindet, daß die innere Fröhlichkeit den Menschen fehlt, und es ihnen an Geld mangelt, das Bißchen Lust was sie noch haben mögen auszulassen. Die Großen sind ökonomisch und halten zurück, der Mittelmann unvermögend, das Volk lahm. An den letzten Tagen war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel so unendlich rein und schön, blickte so edel und unschuldig auf diese Possen.

Da man aber doch das Nachbilden hier nicht lassen kann, so sind zur Lust der Kinder Masken des Carnavals und römische eigenthümliche Kleidungen gezeichnet, dann mit Farben angestrichen worden, da sie denn ein fehlendes Capitel des Orbis pictus den lieben Kleinen ersetzen mögen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Aus meinem Leben Dichtung und Wahrheit

Bd.: 2,1

Tübingen (1816)

Bibl.Mont. 710-2,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713421-9